

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1953 HEFT

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1953

4. Jahrgang

Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Im schwäbischen Wald (Mettelberg bei Kaisersbach)
Aufnahme: Württ. Landesbildstelle für Naturschutz und Landschaftspflege

INHALT

Rechtenstein an der Donau

Gemälde von H. Gref 193

Herbst

Gedicht von Franz Georg Brustgi .. 193

Herbstlicher Gang auf der Schwäbischen
Alb

Von Martin Schleker 194

Wanderfalken

Von Hans Kohlhammer 195

David Friedrich Strauß und Friedrich
Theodor Vischer

Von Ernst Müller 196

Siedlung und Landschaft

Von Ewald Liedecke 203

Volk unterwegs — eine ungarndeutsche
Siedlung in Oberschwaben

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen 212

Bausünden im Weinberg

Von Gerhard Schneeweß 216

Der Wald ruft um Hilfe

Von Hans Schwenkel 220

Von der Reklamepest in der Landschaft

Von Hans Schwenkel 223

Heimat — sensationell oder besinnlich?

Von Dieter Narr 225

Wir sind gemeint

Von Adolf Schahl 230

Fernsehtürme in Stuttgart 232

Will das Blech mehr Raum? 232

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 233



Rechtenstein an der Donau. Gemälde von Franz H. Gref

Herbst

Nun verströmen Blumengärten den letzten Duft,
An den Zäunen die lebensroten Dahlien verprangen,
Blätter gilben in der herben Oktoberluft;
Alle grünen Freuden des Sommers sind fahl und vergangen.

Dunkle Wälder und Berge rücken so wundersam nah,
Jeder Baum am Wege steht wie in tiefem Sinnen.
Schauernd fühlt alles Leben die Wandlung, die ihm geschah,
Duldet stumm sein Geschick und kehrt sich einsam nach innen.

Franz Georg Brustgi

Herbstlicher Gang auf der Schwäbischen Alb

Von Martin Schleker

Undurchdringlicher Nebel herrscht unten im Tal. Ein unangenehmer, widerlicher Geselle, der sich zähe hält und nicht weichen will. Düster starren die Häuser der Stadt aus dem eintönigen Grau. Gespenstig, wie Schattengebilde stehen die Bäume am glitschig-nassen Weg, mit Ästen gleich Totenhänden. Menschen begegnen uns, schweigsam mit mürrischen Mienen. – Wir streben die steile Steige hinauf, gewinnen langsam die Höhe . . . und da – wie ist es nur möglich? – der Nebelschleier zerreißt, löst sich in Fetzen auf, die von unsichtbarer Hand ins Nichts verjagt werden. Noch wenige Schritte aufwärts – und plötzlich ist über uns klarblauer Himmel, aus dem eine milde Oktobersonne goldenen Schein in reicher Fülle verschenkt. Mit Staunen nimmt unser von nebelnder Nässe noch tränendes Auge dies Wunder gewahr. Das Herz in der Brust macht einen fröhlichen Sprung, es treibt uns vorwärts, hinein in diese geradezu paradiesisch anmutende Welt. Ja, es ist in der Tat eine ganz andere Welt hier oben. Oder ist es nur die Fülle von plötzlichem Licht gegen das düstere Vorher, das uns dies meinen läßt? – Hell schimmert das Band der Kalkstraße. Die Bäume an ihrem Rand, zwar auch schon der Früchte beraubt, aber die Äste so froh wie zum Gebet zum Himmel gereckt, das bunte Laub im Winde wiegend. Vögel zwitschern, ein Starenzug braust hinein in die blaue Himmelsweite. Betriebsame Menschen auf den Feldern, hier Kartoffeln aus dem Boden stehend, dort Rüben erntend, ihre Gesichter sind heiter-verklärt, den Sonnenschein widerspiegelnd. Welliges Heidefeld dehnt sich über der anderen Seite der Straße. Dorthin wenden wir uns. Der Boden ist weich wie samtener Teppich, bestickt von den weißen Blüten der Silberdisteln. – Den kleinen Hügel streben wir hinan, auf dem ein paar Dutzend kleiner Männlein Wache halten: Wachholdermännlein in putzigen Formen, die schwarzen Beeren mit stacheligen Zweigen beschirmend. – Aus der Mulde vor uns steigt ein Kirchturm auf. Fast werden die Augen geblendet von seiner aufglühenden goldenen Spitze. Häuser erklimmen jetzt gleichfalls den Horizont, in strahlendem Weiß mit roten Ziegelhauben wie zum Feste herausgeputzt; und Blumen noch auf den Fenstergesimsen, der tötende Reif hat sie hier oben noch nicht erfaßt. – Die Heide ist zu Ende. Ackerland, frisch umgebrochen oder noch in Stopfeln stehend, breitet sich aus. Dazwischen Wiesenstreifen, noch in erstaunlich frischem Grün. Geruhsam weidet eine Herde Rinder darauf. Ein Hütdebub sitzt auf dem Zaun, er pfeift irgendein Lied und schlägt mit langem Stecken den Takt dazu. – Ein Gefährt kommt uns entgegen. Ohne

jede Eile trotten zwei Kühe dem leeren Wagen voran auf holprigem Weg. Gedankenverloren sieht der Fuhrmann, an den Leiterbaum gelehnt, über das Land, spielerisch nur hin und wieder die Peitsche bedienend. – Wir lassen den Ort zur Seite liegen, der Wald dort hinten lockt uns im Augenblick mehr. Die Buchen haben ihr prächtigstes Herbstkleid angezogen. Diese Buntheit von Farben, vom Grün und Braun über Gelb und Rot in allen nur möglichen Schattierungen. Welche Künstlerhand vermöchte sie so getreu wiederzugeben? – Am Waldsaum stehen knorrige Forchen. Ein Häslein stolpert über den Rain waldeinwärts. Im Gebüsch schimpft ein Häher. Meint er nun uns oder die schwarz-weiß-gefiederten Elstern, die niedrigen Flugs vor uns her eilen? – Wir schreiten tiefer hinein in den Wald. Höher werden die Buchen, stärker die Stämme, wie riesige Säulen eines gewaltigen Doms. Lichtbahnen huschen von oben herab durch das Gezweig, zaubern allerlei wunderliche Figuren an den Boden. – Am Rand einer Lichtung hören wir's rascheln – ein . . . zwei Rehe setzen flüchtig von der Stelle fort; sie lassen uns nur noch rasch die Blume sehen, ehe sie im Unterholz verschwinden. – Jetzt mischen sich Tannennadeln unter das Laub der Buchen. Irgendwo weiter drinnen im Holz hämmert einsam ein Specht – sonst Stille, nur der Blätter leispispelnde Melodie. – Die Buchen gehen zu Ende und auch die Tannen. Durch Strauchwerk am Waldsaum gelangen wir wieder ins Freie. Und wieder umfängt uns der Herbstsonne goldener Schein mit weichem Arm. Über Wurzelstöcke und niedriges Heidegras streben wir weiter. Da stehen wahrhaftig noch ein paar Königskerzen am steinigen Rain. Wie lange noch? – und der Reif wird mit rauher Hand ihre Blüten zum Sterben gebracht haben! – Ein alter Fahrweg kreuzt unser Gehen über Stock und Stein. – Was leuchtet denn dort aus den Kronen der Bäume am Weg? – Der Ebereschen wunderbar rote Beerenbüschel sind es. Gibt es ein noch schöneres Rot bei irgendeiner Frucht auf Erden? Zum Brechen voll hängt es rings an allen Zweigen, daß die blaßgrünen Blätter fast ganz verschwinden. – Der alte Weg – wir wissen es wohl – er führt hinab zur Schlucht, zur schattenkühlen, die man zur Sommerszeit oft und gerne besucht, in der der Quellbach rauscht, wo der Reiher auf Beute spähend auf dem Pflocke steht und die Wildenten pfludernd über das Wasser streichen. – Wir bleiben heute doch lieber auf der Höhe oben, weiterhin ziellos querfeldein wandernd, den sonnigen Herbsttag wonnig zu kosten, bis der letzte Strahl himmlischen Lichts am Horizont verschwunden.

Wanderfalken

Von Hans Kohlhammer

mit 3 Aufnahmen des Verfassers

Über einem einsamen Albtal, dessen Buchenwälder sich schon zu färben beginnen, kreisen im lichtblauen Herbsthimmel drei Raubvögel. Schwerelos schweben sie dahin und ohne Flügelschlag gewinnen sie an Höhe. Es ist eine Freude ihnen zuzusehen. Wanderfalken sind es – ob wohl unsere Freunde vom Frühjahr dabei sind?

Als die Buchenwälder im Frühjahr ihr schönsten Grün angelegt hatten, waren wir mit Kletterseil und -schuhen auf die Alb gekommen, um an den Alb-felsen für den kommenden Bergsommer zu üben.

Am Albrand, wo der steile Trauf abfällt in ein liebliches Tal, erhebt sich eine urige Felsgestalt; dort wollten wir klettern. Beim Anseilen am Fuße der Wand hörten wir das Schimpfen von abfliegenden Falken, und als wir die halbe Wand durchstiegen hatten, lagen vor uns in einer kleinen Höhle – wie zufällig hingelegt – ohne Nest und Schutz drei braungesprenkelte Eier von Hühnereigröße auf dem feinen Kalkgrus. Es waren die Eier eines Wanderfalken (Abb. 1).

Nach drei Wochen kamen wir wieder. Noch aufgeregter schimpfte oben das abstreichende Falken-paar, als wir zu steigen begannen. Nun schmiegt sich drei flaumige Kerlchen in der Felsnische eng aneinander. Die auffallend großen und schönen „Falkenaugen“ sahen verwundert auf uns Eindringlinge (Abb. 2).

Einige Wochen später kamen wir wieder an den Felsen. Wir glaubten, unsere Falken seien längst weggeflogen. Aber als wir an den Horst kamen, plusterte sich droben ein Prachtskerl von einem Vogel auf und krächzte aufgeregt. Es war wohl einer unserer jungen Falken. Er drückte sich an die Felsen und suchte in der Höhle Schutz. Das große Falken-auge folgte jeder unserer Bewegungen (Abb. 3). Wir machten eine Serie Aufnahmen.

Wenn wir nun einen Wanderfalken sehen, so ist es für uns einer „unserer“ Falken, und wir wünschen ihm glückhafte Jagd, ein langes Leben und zahlreiche Nachkommenschaft, wissen wir doch, wie sehr er angefeindet wird, wie selten er ist und wie dringend er des Schutzes bedarf. Er genießt mit Recht auf Grund des Jagdgesetzes ganzjährige Schonzeit.



1. Eier des Wanderfalken im Felsenhorst



2. Junge Wanderfalken im Daunenkleid



3. Ausgewachsener junger Wanderfalken im Horst

David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer

Von Ernst Müller

Im 19. Jahrhundert ist das Land Württemberg von Hoch und Nieder, die in ihm geboren und erzogen wurden, noch als Vaterland angeredet und erlebt worden. Von ihm geachtet oder verstoßen zu werden, bedeutete entweder geborgen und angesehen oder ins Elend geworfen zu sein. Der Briefwechsel zwischen den zwei in der Geistesgeschichte der neueren Zeit bedeutendsten Gestalten – wir meinen die beiden Stifter Strauß und Vischer – zeugt von der wunderbaren Anziehungskraft des Vaterlandes, aber auch von den Leiden und Kämpfen um Verständnis und vom Fluch des Fortziehens, weil keine Lebensmöglichkeit geboten wurde und der freie Geist, die freie Forschung sich noch kein Daseinsrecht hatte sichern können in einem geistig zurückgebliebenen oder vorsichtig konservativ sich gebärdenden Lande, dessen Behörden auf irgendeine Weise einer verknöcherten Orthodoxie protestantischer Artung hörig waren. Der briefliche Austausch zwischen den Kompromotionalen aus Blaubeuren und dem evangelischen Stift, zwischen den Kollegen im Amt des Repetenten, deren Wege sich nach Abschluß der Studien zwangsweise getrennt haben, beginnt im Jahre 1836 und schließt im Jahre 1872. Es sind etwa 500 Briefe, die größere Zahl davon schrieb Strauß, der bisher, besonders in der liberalen Ära bis 1914 zwei Biographen und schwäbische Gelehrte gefunden hatte, die auch den allergrößten Teil seiner Briefe herausgaben (Eduard Zeller „Ausgewählte Briefe“, 1896; Heinrich Maier „Briefe Straußens an L. Georgii“, 1912). Überraschungen sind deshalb von dieser Seite nicht mehr zu erwarten. Dagegen bieten Vischers Briefe den Reiz der Neuheit und Unbekanntheit. Daß beider Briefe nun notwendig zusammengehörig, da die meisten Fragen beantworten, die der eine Briefschreiber gestellt hatte, dargeboten werden, ist höchst verdienstvoll und gestattet dem kennerischen Leser einen Einblick in württembergische Verhältnisse und Denkweisen, in Familiäres, Politisches, Theologisches, Literaturgeschichtliches, die ohne diese Briefe niemals mehr hätten gewußt werden können. Sie sind, aufs Ganze gesehen, Dokumente eines erregenden und einmaligen Vorgangs in der Geistesgeschichte, der über Württemberg hinaus im ganzen Deutschland des 19. Jahrhunderts die fortschrittliche aber auch hart umkämpfte Macht war.

Im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft hat deren Vorstand Erwin Ackerknecht den Tübinger Gelehrten und Vischerforscher Adolf Rapp mit der Herausgabe und der Aufschlüsselung des Materials betraut. Es wird zwar aus den Mitteilungen der Editionsgrundsätze durch Ackerknecht nicht ganz klar, was nun der Herausgeber ausgelassen hat und wieviel, der Leser bemerkt lediglich an kritischen Stellen Andeutungen, daß hier Teile oder Sätze fehlen – es sind nicht viele Stellen – und es bleibt seiner Phantasie überlassen anzunehmen, ob solche Textstellen im Einvernehmen mit den Streichungen, die Vischers Sohn Robert gemacht hat, schon von Vischers Sohn Robert weggeschnitten oder bloß ausgestrichen wurden. Ferner bemerkt der Herausgeber, er habe auch solche Stellen ausgelassen, die wegen ihrer Undurchsichtigkeit umständliche Erläuterungen verlangt hätten. Viel und Wichtiges kann es nicht gewesen sein. Die vielen Schwabismen sind im Original wiedergegeben, wenn auch in den Anmerkungen nicht immer richtig erklärt, während sonst die Rechtschreibung und die Satzzeichen „unserer Schreibgewohnheit vorsichtig angeglichen sind“ (Seite 20).

Nicht nur dem Kenner, sondern vor allem auch dem interessierten Leser dienen Adolf Rapps ausgezeichnete Zwischentexte in Kursivschrift und die Anmerkungen am Schluß der beiden Bände, zum Verständnis der lebensgeschichtlichen oder schriftstellerischen Situation. Treten in der Zeitfolge größere Lücken auf, dann hat Adolf Rapp dies durch Mitteilungen der Briefschreiber an andere ihnen eng befreundete Personen, vor allem beider Lebenskamerad Ernst Rapp, mit großer Kenntnis ausgefüllt, so daß sowohl Vischers als auch Straußens Schicksale und Schriftstellertum in einem geschlossenen Kreise erscheinen, wenn auch zu bedauern ist, daß nicht mindestens auch Rapps Korrespondenz von ihm und an ihn (670 Briefe) hat mit veröffentlicht werden können. Außerordentlich wertvoll ist neben dem Gesamtregister vor allem die Bibliographie aller Veröffentlichungen Vischers und Straußens in zeitlicher Folge am Ende des zweiten Bandes und in einer Vollständigkeit, die bisher noch von niemandem geleistet wurde. Angaben über Besitzer der Handschriften zeigen zuletzt, mit welcher wissenschaftlichen Strenge Rapp gearbeitet hat.

Wie in ihren Werken, so treten auch in ihren Briefen Strauß und Vischer ihrer Aussage, ihrem Temperament, ihrer Gedanklichkeit, ihrer Art zu handeln und nachzudenken als Gegensätze auf, wie sie bei Hegelianern nicht schöner in dialektischem Spruch und Widerspruch vorhanden sein können. Was sie einte, der gleiche Geist der Besinnung über eine Art der Forschung, die allein die Welt als Diesseits und im Kampf gegen ein vermeintliches christlich-gläubiges Jenseits verstehen und anerkennen wollte, hielt sie auch in der Unterschiedlichkeit ihrer Persönlichkeiten als gleichgestimmte und -gesinnte Freunde über alles Trennende fast bis zum Schlusse zusammen.

„Du bist unser Meister und Führer“ schreibt Vischer einmal an den Freund, und was an aufgeklärter Gesinnung, an kritischem Denken, an Überwindung des Alten, Hergebrachten, Mittelmäßigen im damaligen Stiftlerischen Theologenbetrieb im Kreise der IA Repetenten laut und Formel wurde, das hat in Strauß seinen Ursprung, das ist mit der ersten Auflage des Lebens Jesu zum Programm geworden und das füllt nun das Denken und das Kämpfen der Freunde, das führt zum Bruch mit den theologisch unterwanderten Behörden bei Strauß und hinaus in den freien Schriftstellerberuf ohne Amt, das läßt Vischer hinüberwechseln in das Fach Literatur-Ästhetik, das bringt den im Amte befindlichen in nie überwundene Gewissensnot mit dem Gemeindeglauben oder Aberglauben, das schafft für die scheinbar Frommen und Heuchler, und für die kritisch Gelehrten wie den verehrten F. Ch. Baur Situationen, in denen Entscheidungen „Für oder Wider“ nötig werden, in denen widriger Moralismus getarnt mit ranziger Orthodoxie nicht müde wird, Strauß und Vischer als im Bunde mit dem Satan hinzustellen und zu verdächtigen. Und da ist es nun Vischer, der aus dem Kirchenlager Ausgesprungene, der schimpfen kann mit Fischartscher Grobheit und Naivität, der den in Stuttgart die Bibliothek benützenden und seine Streitschriften planenden Strauß auffordert, ja nicht nachzugeben, die Menzel und Hengstenberg zusammenzuhauen, die Mystiker zu entlarven. Getreulich berichtet er dem sich in die Theologie der Vernunft verbeißenden „Alten“, dem unermüdlichen Schaffer humoristische Begegnungen und Aussagen von Strauß-Feinden da und dort. In Boll, wo er zur Kur war, hört er einen im Nebenzimmer sagen, dem Strauß sollte man die Augen austechen und Hände und Füße abhauen, oder er sieht in Tübingen die Stiftspietisten auf dem Spaziergang: „Mein Hund fuhr directe auf den Schweizer los, der

an der Seite ging, und biß ihn in den Waden. Procurator) Lang meinte, er hätte ihm auch den anderen Waden hinstrecken sollen“. Feinfühlig bemerkt er die Verstimmung, fühlt er den „Zeltkameraden“ leiden in seiner amtlosen Einsamkeit, in der Verkenntung des theologischen Novums, das mit den Fragestellungen des Lebens Jesu geschaffen war, und er sucht ihn zu trösten, indem er ihm größere Theologen, wie den Berengar nennt, die nur darum bedeutend sind, weil sie Ketzer waren. Er bittet ihn durchzuhalten, wenn Strauß auch Augenblicke habe, wo es „schwer werde wider den fressenden, mordenden Ketzerschauer“ anzugehen. „Allein ich glaube nicht, daß Du der Grundidee, der mythischen Kritik, treulos wirst... denn Du bist jetzt Repräsentant der geistigen Freiheit unseres Jahrhunderts, wie sie endlich es gewagt hat, ihr Innerstes auszusprechen und an den Sitz aller Unfreiheit, an die religiöse Furcht vor dem faktischen Scheine der Idee, die Scheu vor dem Wunder, frischweg Hand zu legen“ (I, 40).

Strauß hinwiederum berichtet, wie brave biedere Pietisten, zum Beispiel mal ein Schuster, in seine Wohnung gekommen seien, um ihn zu bekehren, wie aber das offizielle Vaterland ihm keinen Raum zu forschen und zu denken gewähren wolle, wie er erledigt sei gerade für die Theologie, zu der er sich allein berufen fühle. Verfolgung, Mißtrauen, Drohung allüberall, wo er auftritt, und eine Geschichte aus dem Jahre 1858, die er erzählt, beleuchtet deutlich, was die Propaganda seiner Feinde erreicht hat. Er ist auf Besuch bei Pfarrer Rapp in einem kleinen hohenlohischen Nest. Das wird dem zuständigen Dekan Mehring gemeldet. Rapp bekommt einen Verweis, seine Beförderung stehe in Frage, wenn er sich nicht sofort von dem trenne, an dem die Gemeinde Anstoß nehme, zumal von einem Bauern mitgeteilt worden sei, Rapp und Strauß seien zusammen in die „Teufelsklinge“ gegangen (II, 151).

Stimmen Strauß die Angriffe nieder, so erheben sie Vischer. Ach, meint der Ästhetiker einmal, ich lache, wenn mich die Kirchenblätter auf die Schandbühne stellen, „nach mir werfen sie faule Eier, während nach Dir die Steine fliegen“ (I, 63). Der Augenmensch, der Entdecker des Komischen meldet sich immer wieder in seinen Schreiben. Da bekommen dann ehrwürdige Orthodoxe tolle Namen, und ein widerlicher Halber, wie Rümelin, wird eine „klebrige Backsteinkäs-Seele“ genannt, ein anderer als „Eichhörnles-Hirn“ karikiert.

Ästhetik gegen Theologie

Nicht daß Vischer kein Interesse für genuin theo-

logische Fragen mehr gehabt hätte, die den Freund mindestens bis 1841 aufs äußerste bewegten, also bis zu der Zeit, da er in seinem gelehrtesten Werk, der christlichen Glaubenslehre, den ganzen Kreis des Dogmas in pure Vernunft und Philosophie aufgelöst hatte und einen extremen Immanenz- und religionsphilosophischen Standpunkt entwickelt hatte, aber in allem bemüht er sich doch in jenen kritischen Jahren Strauß für die Literaturgeschichte zu gewinnen, für die Welt des Schönen, der Künste, der verdiesseitigten Humanität und für Reisen in den Süden. Bezeichnend, daß er dem Müden und nun fast menschenhassenden und Erfolge verachtenden Schriftsteller immer wieder das Thema einer modernen Ethik zuruft, die positiv sagen solle, wie der Mensch zu leben habe, wenn er seinen kirchlichen Glauben verloren habe.

Aber hier zeigt sich der Gegensatz. Strauß kann nicht über seinen Schatten springen, er deutet nicht wie Vischer durch das Auge, er wird hochmütig, abweisend, launisch, er vergrübelt sich, läßt angeknüpfte literarische Verbindungen wieder fallen, fühlt sich von dem nach ihm kommenden liberalen Geschlecht der Zeller und Schwegler nicht verstanden, und gesteht, es nicht fertig zu bringen „sich aus den Falten des schwarzen Rockes herauszuwickeln“. (I, 128). Vischer, der immer direkte, der warme Anreder erschrickt über den kalten Egoismus des Mitstreiters. Es liegt klar, daß er nicht versteht, was Straußens tiefstes Anliegen ist, nämlich als Theologe ernst genommen zu werden. Die Tragödie bleibt zwischen den Zeilen in den Briefen erschütternd. Dagegen geht der tief Getroffene etwas schulmeisterlich auf die sprudelnden Pläne Vischers ein, dem es immer pressiert, der aphoristisch skizziert, polternd droht, immer den neuesten Einfall und Lesestoff leidenschaftlich oder leicht verzerrend erzählt und den Freund um Rat fragt in verlegerischen und anderen Dingen.

Da erfährt Strauß etwa im Telegrammstil Vischers berühmte Antrittsvorlesung von 1844 mit Subjektivismen vermischt wie z. B. „Neulich sagte mir jemand, Mörike — — — lasse sich magnetisieren (von Blumhardt). Das wäre der erklärte tiefe Fall in die Höhle, wo Lavater, Gaßner, Eschenmeyer, Jesuiten und Cagliostro hausen, der ausgesprochene Bankerott und letztes Stadium der Existenz?“ Oder: „Auch eine Formel für Religion: die Religion ist das Wetter. Mit dem Wetter hat sie angefangen (da man das Wetter für Götter hielt, überhaupt alle Religion allein durch die Erscheinungen des Äthers den Anstoß findet, die geistigen Mächte zu projizieren), und mit dem Wetter (seitdem man nämlich die Dummheit desselben eingesehen) hat sie aufgehört.“ (I, 144). Wer hört hier

nicht den feinsinnlichen Pantheismus, wer auch nicht schon die Zufalls- und Katarrhlehre, die Tücke des Objektes, die Poetisierung der Welt, die Lieblingsideen des späten Vischer? Sympathisch ist diesem jungen Vischer nicht viel, er schwärmt für das Altdeutsche, das Kräftige, Gesunde, Poetische. Aber er denkt nicht daran, eine atheistische Sprache für sein Leid, die Tücken des Alltags, die Unzufriedenheiten zu finden, und wenns ihm paßt, kann er dem Freund auch mitteilen: „Bet' nun für mich, daß es leidlich bleibt; ich will's für Dich auch tun. Der Gott, zu dem wir beten, wird es uns, so Gott will, nicht nachtragen, daß wir bewiesen haben, daß er nicht existiert.“ (II, 110).

Das Poetische und das Weibliche

Nicht daß Strauß kein Organ für Musisches, Dichtkunst, Theater und Bildende Kunst gehabt hätte, in Stuttgart in seiner unfreiwilligen Verbannung ist er ein häufiger Gast des königlichen Hoftheaters, aber er löst sich nur sehr schwer von der Theologie. Die Gründe, warum er doch als Dreißigjähriger in einen Zustand der völligen Leere und des Überdresses an der kritischen Theologie kam, sind nicht in der Sache zu suchen, sondern bei Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht. Da erfahren wir zunächst etwas von einer schönen Unbekannten, die eines Tags bei Strauß erschien, ein Bouquet Blumen auf den Tisch stellte und im Gespräche äußerte, sie gehöre nicht zu denen, die den Verfasser so gescheiter Bücher ärgern wolle, wie die übrige Welt. Strauß hat brieflich nie das Geheimnis gelüftet. Im Theater faßt er eine schwärmerische Neigung zu der schönen Sängerin Agnese Schebest, die 1836 und 1837 in den Spielzeiten als Gast verpflichtet worden war und unter anderem mit ihrer Norma von Bellini oder ihrer Medea von Cherubini das Publikum begeisterte. Strauß schrieb, vielleicht mit Hilfe seines musikalischen Ludwigsburger Freundes Emil Kauffmann, im „Deutschen Courier“, dem damaligen Stuttgarter Tagblatt, Berichte über die Sängerin, die sogar gelegentlich in Distichen übergingen oder mit Schellingischer Philosophie auf dem Kothurn stelzten. Die Künstlerin erfuhr den Namen ihres Lobredners und lud ihn in ihr Hotelzimmer ein, wobei Strauß gleich die Kompositionen von Freund Kauffmann mitbrachte, er durfte ihr die Hand küssen und sich geistreich über Kunst unterhalten. Die Schebest ist fünf Jahre später dann mehr durch Zufall, jedenfalls ohne sein Zutun, seine Frau geworden. Inzwischen spielte eine andere Geschichte mit einer Wirtstochter, dem Minele S. aus Tübingen, deren Vater der Besitzer der Neckartyranei in der Neckar-

gasse war. Im Briefwechsel erscheint sie als „romantische Geschichte“. Sie wird in die Belichtung einer ernsthaften Werbung und tieferen Leidenschaft gestellt, aber zugleich auch konstatiert, daß sie sofort geheiratet werden könnte, wenn sie nur etwas geistreicher wäre. Bei einem Zusammentreffen zu zweit in Waldenbuch – sie kam von Tübingen, er von Stuttgart mit dem Schlitten – gibt er ihr einen Ring. Dann tauscht er gezeichnete Porträts mit ihr und schickt ihr verliebte Sonette. „Kindischer Humor beiderseits beim Mittagessen. Ich wünsche ihr gesegnete Mahlzeit, sie fragt, ob man nicht auch zu Tisch beten solle. Ich erzähle ihr die Geschichte von der Unbekannten und sage ihr, daß sie im Küssen noch weit hinter derselben zurück sei. Sie will sich bemühen, weiterzukommen, wünscht aber, daß ich die verfeinerte verführerische Kost nicht mehr versuchen solle.“ Es gibt einen Klatsch in Tübingen. Freund Mährlen, der Mörikefreund, will vermitteln und fragt in Tübingen an, wie eine Werbung des Strauß aufgenommen werde. Die Kavaliers-tat findet der Betroffene in Ordnung, kann sich aber jetzt doch nicht mehr dazu entschließen. Als sich das Paar Wochen später einmal zufällig in Cannstatt begegnet, teilt darüber Strauß Vischer mit: „ich fand mich übrigens sehr abgebrannt, diesem Mädchen gegenüber; sollte doch teilweise die alte Rolle spielen, um nicht wehe zu tun, wurde aber doch zum Teil durchschaut – und dieser Schmerz um ihre Täuschung und meine Verödung machten mir die Augenblicke peinlich.“ Vielleicht war „die dritte der Grazien“ der Anlaß, daß er keine Gefühle mehr hatte für das Minele. In Stuttgart lernt er bei Vorlesungen im Hause der Schwester Mährlens Emilie Sigel kennen, ein geistreiches, zierliches, hochgebildetes Mädchen, das Strauß offene Verehrung entgegenbringt. Ihr Vater war Oberamtmann, ihr Bruder Garnisonspfarrrer. Auch Mährlen denkt an einen Bund mit Emilie. Dadurch, daß der Bruder Garnisonspfarrrer aber die Werbung mißbilligte und Mährlen als Freigeist ablehnte, zog auch der empfindliche Strauß aus den weiteren Begegnungen seine negativen Schlüsse. Er fühlt sich verfemt, er glaubt die Wirkung des württembergischen Kirchenbannes zu spüren. So sind alle seine Versuche zu einem gut bürgerlichen Ehemann zu werden zunächst gescheitert. Er bildet sich ein, daß er als Dreißigjähriger doch keinen Mann spielen kann. Einmal, so schreibt er, sei er von den Dämonen einer wissenschaftlichen Idee besessen gewesen, doch diese seien nun ausgeflogen, sein Innerstes stehe leer. Er habe sie durch „gemütliche, verliebte Ideen“ ersetzen wollen, nun sehe er ein, daß seine Verliebtheiten doch zu schwach gewesen seien. Und Vischer gegenüber



D. F. Strauß

faßt er sein Leid zusammen: „Ich könnte an dieses heitere Kapitel (mit dem Minele) ein sehr ernsthaftes hängen, nicht etwa aus Katzenjammer, sondern über die Leiden eines Menschen, der in Klöstern aufgewachsen ist und von der Natur in geselliger Hinsicht verwahrlost, sich nur in Wirtstöchter und Schauspielerinnen verlieben kann, weil ihm das Frauenzimmer unter diesen Gestalten nahe tritt.“ (I, 68).

Die Welterfahrung der Freunde

Nähert sich der Briefwechsel dem dritten Jahrzehnt, dann treten die Gegensätze der beiden Naturen noch stärker hervor. Strauß hat inzwischen den Rat des Freundes befolgt und ist – 17 000 Gulden haben ihm seine Bücher eingebracht, Vischer bezieht als a.o. Professor in Tübingen gerade 3 000 Gulden Jahresgehalt – viel in deutschen Landen herumgereist, nachdem ihm seine Ehe mit Agnese Schebest zerbrochen war und er in Württemberg nicht mehr bleiben wollte. Er war längere Zeit in München, besuchte auch Venedig, hielt sich bei Verwandten in Bonn und in Köln auf, schaute sich die Dresdener Galerieschätze an. Die Mitteilungen, die er über Kunst und Atmosphäre einer Stadt dem Freunde machte, zeigen ihn immer stärker als einen Rationalisten, der von seiner Theologie her die Offenbarungen der Kunst beurteilte. Alles Mittelalterliche ist ihm fremd und widerlich, den Kölner Dom hielt er für ein schreckliches Gespenst aus abergläubischen Zeitläuften. Tizianische und raffaelische Madonnen oder Christusdarstellungen versteht er weder in ihrer supranaturalen Festlichkeit noch in ihrem verschwenderischen Pomp, er anerkennt

nur das, was diesseitig an ihnen ist. Vischer dagegen bleibt, je länger er sich mit der Kunst beschäftigt, im Rahmen der hegelischen metaphysischen Bestimmungen des Schönen dem Bereich des Jenseitigen, Wunderbaren, Himmlischen doch positiv aufgeschlossen, wenn er auch den religiösen Gehalt wegdisputieren will. Erst das scheinbar Antike, die Kunst des Klassizismus gewinnt Strauß Hochachtung ab, wenn er zum Beispiel einen Jüngling – Christus von G. Schick – darum für schön findet, weil er ein antiker Gott sein könnte. In Strauß hält sich mit aller Zähigkeit das nüchterne Erbe der stiftlerischen Erziehung, das augenlose Nachdenken und Urteilen über die Welt der Erscheinungen. Vischer dagegen hungert nach Anschauung, Objekten, Erleben. Er will sich vom Stiftler zum Weltmann emporarbeiten. Im Süden, in trockener Luft und bei den Denkmälern der Renaissance fühlt er sich wohl, da erwacht erst sein Bildungseifer, da befreit er sich langsam und unter viel Selbstanklagen von der Hegelschen Begriffssystematik, in die er sein „Jammerwerk“ die große Ästhetik zwingen will. Da holt er in tiefen Zügen auf, was eine jahrhundertlange stiftlerische Theologenerziehung verwehrt hat. In den geliebten Tiroler Bergen wird ihm seine tiefste Kollision als Ästhetiker erst bewußt: „der Haß gegen die Kultur bei der Einsicht in ihre Notwendigkeit“ (I, 241). Er übersieht dabei, daß die von ihm gepriesene „Rasse und Tracht der Tiroler“, die er für Natur hält, doch schon zur Kultur gehört. Ein unmittelbares Verhältnis zur Natur hat Vischer so wenig gehabt, wie Strauß. Er sucht, und hier ist er Schiller ähnlich, Natur in der Kultur und findet sie nur im unverbildeten Volkstum. Dies aber stößt ihn wiederum in seinen städtischen Entwicklungsformen ab. So sehr es ihn fortzieht, so sehr es ihn zu einer „städtischen Existenz“ drängt, nirgends wird er heimisch. Frankfurt nennt er „ein Saunest, die Einwohner potenzierte Tübinger“, in Zürich öden ihn „die schnöden Schweizer“ an, diese „Barbaren des Geschmacks“, und die Zustände, die er schon „im Misthaufen Tübingen“ für unausstehlich fand, trifft er auch in Zürich wieder an, in dem er sich über die schlechte Milch oder das Fehlen von Badehäuschen am Zürcher See oder die üble Straßenpolizei beklagt. Strauß nimmt solche Sprünge heiter hin, er nennt es die Unarten des geborenen „Nörglers“, die Vischer-sche Prozeßsüchtelei, die auch hartgesottenen Freunden manchmal auf die Nerven gehen kann. Die Natur Vischers muß „ein gewisses Pathos auf ihre Tendenz trumpfen“. Strauß bemüht sich, „daß der Zorn bei uns erstirbt im Vergnügen des Bildens“. So, lobt Vischer bei Erscheinen der Frischlin-Biogra-

phie des Freundes die „klassisch-konzisen“ Sätze und freut sich, daß aus dem Theologen nun doch „ein historischer Künstler“ geworden ist, während er anderswo bekennt, daß seine Streitlust und sein Denkeifer es nie zulassen, jemals historisch-objektivierendes Forschen sich anzueignen. Berufungen nach Karlsruhe und München lehnte er auch deswegen ab, weil er sich nicht zutraut, Geschichte der schönen Künste, höchstens eine Geschichte der Kunst in Gegensätzen (also doch wieder hegelisch) lesen zu können. („sein Sinn für das reine Datum ist zu schwach“). Vischer kommt nie zu sich selbst in seiner Schriftstellerei, er bleibt vielseitig orientierter Thesen-schriftsteller, der Gegenteiliges bekämpft und das Eigene an dem Bekämpften entwickelt. Darum stimmt auch Strauß den Vischerschen Prosektionen von Goethes Faust nicht zu. „Denn daß ein Prinzip falsch ist, das Dich dahin führt, dem Goethe einen Vers vorzumachen, das solltest Du doch, wenn Du Dich nur einen Augenblick von jenem Prinzip losmachst, selbst erkennen. Ich bleibe dabei: der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er — — — um so gewisser zum Schulmeister.“ (II, 121). Strauß kommt dabei zur Erkenntnis, daß der Faust kein Kunstwerk ist, sondern ein Naturwerk. Belehren hat sich der Angegriffene nicht lassen, doch zuletzt einigten sich beide, indem Vischer Shakespeare, mit dessen Erklärung er in Zürich seine zweihundert Hörer hatte, über Goethe stellte, und Strauß in Goethe das Höchste an Lebenskunst und Dichtung für sein Dasein fruchtbar macht. Rührend zu erfahren, wie der beamtete Literaturprofessor sich auch in philologischen und biographischen Dingen Rat holt vom freien Schriftsteller, der über Goethe sehr viel mehr weiß, aber gleichwohl eine begründete Scheu hat, darüber zu schreiben, wozu ihn Vischer dutzendmal auffordert.

Für und wider Preußen

Am stärksten aber äußert sich der „lebendige Unterschied“ ihrer Männerfreundschaft in der Haltung zur Politik und zu politischen Entscheidungen. Der Pariser Februaraufbruch 1848 hatte beiden die Hoffnung gestärkt, daß nun auch auf dem Gebiete der Kultur ein freier Geist in die deutschen Behörden und Universitäten fahre. Beide wollten von der Kultur her die politischen Vorgänge erhöhen und bedeutend machen. Vischer „ist trunken vom Weine der Zeit“, er fühlt sich zum geistigen Landsknecht-führer berufen, nun die in schlechten Händen be-

findliche Volksbewegung mit seinem Rittergeist zu veredeln, in ihm ist „ein Pflichtgefühl aufgestiegen, eine Stelle im deutschen Parlament zu suchen“. Wie Uhland glaubte er an die apriorische Gutheit des Volkes und die absolute Schlechtheit des Staates und der „Regierungshunde“. Ja, er geht so weit, sich auch mimisch den Demokraten anzunähern, indem er Schlapphut, Schnurrbart und Vollbart trägt. Seine Begeisterung stößt bei Strauß auf innigstes Mißbehagen und Ablehnung. Da heißt es zum Beispiel „Einer Natur, wie die meinige war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler, als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte“ oder „ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten.“ (II, 213). Tummelt sich Vischer frisch-fröhlich in der Wahlagitation, so läßt sich Strauß widerwillig von einer Ludwigsburger Petition in den Landtag schieben. Entscheidet sich Vischer mit Uhland zum linken republikanischen Flügel, wo er den „Trabantengockeler“ spielen will, so stellt sich Strauß nach seinem mißlungenen Debut in Stuttgart bewußt und unnachgiebig auf die Seite Preußens und wehrt sich erbittert – nicht verbittert – gegen die Politisierung des Daseins. Vischer scheitert in Frankfurt, und Strauß fühlt sich bestätigt. In der Restaurationsepoche erhebt Strauß sich vollends „über das Geschmeiß der Mittelstaaten“; ihm bedeutet jetzt „der provinzielle Unterschied der deutschen Lande“ (II, 226) nicht mehr viel, während Vischer zum fanatischen Preußenhasser wird und „Süddeutschland, vielleicht Stuttgart zum Bildungsmittelpunkt“ machen will.

Vischers spätere Versöhnung mit Bismarck-Preußen fällt nicht mehr in unseren Briefwechsel. Denn beide Freunde waren sich darüber einig, daß mit Preußens Sieg zum wenigsten auch der freie protestantische Geist, die Gewissensreformation gerettet sei, die etwa in München bis zum heutigen Tag ihren Gegenspieler hat. „Nun schwimmt das Geisterschiff München auf einem Sumpf, in dem nicht fortzukommen ist, wo die Luft immer einigermaßen verpestet ist. . . Wenn ich letzten Winter so an Sonntagen durch die Straßen von München ging, und von dem eingeborenen Volk Notiz nahm, erschien es nicht bloß mir, sondern auch den anderen so, wie in einer griechischen Kolonie am Schwarzen Meer dem Hellenen die gal-

lischen oder skythischen Ureinwohner erschienen sein mögen. Die Kluft zwischen der aufgeklebten Kultur und dem Grundstock der Barbarei in München ist ungeheuer. . .“ (Strauß II, 264). Ähnlich hat auch Vischer empfunden und ist einem Ruf des liberalen München an ihn nicht gefolgt, indem er von Zürich sich nach Stuttgart berufen ließ und immerhin bei dem Kultusminister soviel Autorität besaß, daß er nicht in das „Schmutzgrab Tübingen“ mit seinen „Giftmicheleien“ zurückkehren mußte, das ihn einstens verstieß.

Ehenöte

Am 20. August 1842 fand in Horkheim bei Heilbronn die Hochzeit Straußens mit der Sängerin Agnese Schebest statt. Rapp ging in der Trauredede „trefflich allem Christlichen aus dem Weg“. Vischer war nicht dabei, weil er sich ärgerte, daß ihn der Freund so sehr im Unklaren über die Lebensveränderung gelassen hatte. Der Ehemann fühlte sich glücklich und der Welt wiedergegeben. Zwei Kinder entsprossen dem Bunde. Kurze Zeit darauf heiratete Vischer ein Naturkind aus Österreich. Nun beginnt im Brief-



Fr. Th. Vischer

wechsel beider das langwierige Thema von Ehekrisen, Prüfungen, Fehlentscheidungen, Anwaltsberatungen, und beide fühlten sich nun wieder „als siamesische Zwillinge“, da sie beide bald so weit waren, daß sie sich von ihren Frauen trennen mußten, um unerträglichen Demütigungen der „liederlichen Engel“ (Vischer) zu entgehen und beide von Sorge und Qual hin und her gerissen wurden, was nun mit den Kindern zu geschehen habe, bei welchen württembergischen Freunden man sie unterbringen könne usw.

Der Fall der Agnese Schebest scheint klar: die Künstlerin hielt es in der Ehe nicht aus, sie fühlte sich verkannt und zu etwas Besserem geboren, sie machte ihrem Mann und den das Haus besuchenden Freunden böse Szenen. Als sich Strauß zur Trennung entschlossen hatte, blieb er dabei, auch wenn ihn weiche Stimmungen der Versöhnung anfielen, auch wenn ihn die Sehnsucht nach Häuslichkeit umbringen wollte, auch wenn er vernehmen mußte, daß die Frau im Hause des Stuttgarter Hofpredigers Grüneisen, seines theologischen Widersachers, aus- ein- eingehe. Vielfach richtete sich der jeweils wechselnde Wohnort danach, wo „der böse Dämon“, die Frau, sich aufhielt, mit der man nicht in einer Stadt zusammenleben wollte. Und Vischer ist es, der ihn stützt, ihm rät unnachsichtig zu sein, keine Wiedervereinigung zuzulassen „daß dieses Weib ihre gespenstische Bosheit bei Zeit wieder herausstreckte“ (I, 231). Strauß denkt in besonders wirren Augenblicken an Selbstmord, er fühlt die Kräfte schwinden, er ist „des ewigen Zerrens müde“ und braucht lange Zeit, um die volle Niederlage, den vollen Verzicht auszusprechen. Soll er nun ganz in der Blüte der Mannheit auf Frauenliebe verzichten? Die Frage taucht offen und geheim in den Briefen auf. Als er sich Emilie Sigel zur Betreuerin der Kinder auswählt, ein wohl angesehenes und Strauß verehrendes Mädchen, da äußert Vischer Bedenken, es möchten die pharisäerhaften Bekannten ihm daraus einen Strick drehen und sagen: „Da sieht man's ja, das ist dahinter gesteckt! Sein Geschmack sind solche geistreichen Verhältnisse; die Ehe war ihm nur zu trivial; da hat er sich nicht fügen mögen!“ (II, 16). Zudem fürchtet er bei einem solchen Zusammenleben die Weckung von sinnlichen Reizen, die dann unbefriedigt nur Verstimmung erzeugen. In der Tat, der Schwabe kennt seine Klatschmäuler und die erbärmlichen Verfasser des „eritis sicut deus“ Romanes, in dem die Straußfreunde einer Heidenmoral bezichtigt werden mit dem *fabula docet*: so kommt's, wenn man nichts mehr glaubt. Nein, lieber eine Not aushalten als den jämmerlichen Moralisten eine Schwäche zeigen.

Strauß siedelt sich nun außerhalb Württembergs an. In Heidelberg verlebt er wohl die glücklichsten Jahre seines Lebens als tapferer Junggeselle und unentwegter „Kneipant“, genau so wie Freund Vischer, der seine Abende in Wirtshäusern zubringt, das Münchener Bier tat das seine, um ihm die Stadt angenehm zu machen.

Doch wiederum anders verlief Vischers anfänglich „lustige Ehe“. Wie immer bei ihm, kommt der Zorn über das Weibliche und Unzulängliche aus weichem und verwundetem Herzen. Das Mitleid zerrt ihn hin und her, zumal da er der Frau keine eigentliche sittliche Schuld beimessen kann und er nur das fürchtet: „keine Stunde Ruhe haben, nichts arbeiten, nicht existieren können. Die Schwierigkeit des Austreibens erkennst du selbst, und so liegt dies rein ratlos.“ (II, 190). Und doch quält er die Freunde ihm zu raten, und wenn sie das tun aus bestem Wissen, so ist er dennoch unzufrieden, so daß zuletzt Strauß den Briefwechsel mit ihm über die leidige Trennung oder Wiedervereinigung aufgibt. Leidenschaften zu anderen Frauen packen ihn, um wieder in großen Enttäuschungen zu enden.

So hängt er sich an seinen Robert, den er eine Zeitlang bei Max Planck in Ulm unterbringt, nachdem beider Söhne zuerst bei Stadtpfarrer Fischer in Öhringen waren, freut sich an des Sohnes Begabung, Humor und Talent zur Anschauung, erkennt aber auch dessen Schwächen für Grammatik und Gedächtnis und die eigentliche Lernarbeit. Es schwebt ihm eine Erziehung des Sohnes in jünglinggemäßer Umgebung vor, etwa in einem heutigen Landheim, und nicht bei vertrockneten Schulmeistern und bürgerlichen Musterknaben, die er „subjektivitätslose Naturkloben“ heißt. Bei den Begegnungen mit der ihm nachreisenden Frau ereignen sich Szenen, die Vischer in barocken Gemälden voller Dramatik und mit satten Farben beschrieben hat. Da bricht dann immer wieder der verdrängte Novellist und Romanschreiber aus ihm heraus, man fühlt, daß es ihm gut tat, wenn er sich schriftstellerisch über seine Weibernot entladen konnte. Der Nervenmensch leidet dann nicht am Moralischen, das sich von selbst versteht, sondern auch an dem schlechten Züricher Wirtshausessen, an den Dämonen des ständigen Katarrhs, an der ständigen Kollision von Pflicht und Versuchung zu lesen und zu schreiben und zu genießen, was unwiederbringlich die Zeit mit in das Nichts nimmt.

So zeigt sich beider Natur und Wesen in ihrer Ehenot und wie sie damit fertig wurden, am kräftigsten und persönlichsten.

Siedlung und Landschaft

Von Ewald Liedecke

IN MEMORIAM HEINZ WETZEL

Heimat ist verwandelte Natur. Verwandelt durch die Menschen gemäß ihren Bedürfnissen und Begabungen. Doch wirkt auch die Natur, die ursprüngliche und die gewandelte auf die Menschen zurück und prägt sie ihrerseits. So wirken Menschen und Natur in schöpferischem Widerspiel zusammen, nämlich zur Heimat.

Siedlung und Landschaft sind nur Teile dieser Heimat. Was wir Heimat nennen, ist ein Umfassendes, bezieht vor allem die Menschen ein in ihrer geschichtlichen Bedingtheit, in ihrer Art zu leben, zu wirken, zu sprechen, zu singen, sich zu kleiden und sich zu bewegen. Siedlung und Landschaft stellen die Ergebnisse ihres Bauens und Bebauens dar, zugleich freilich die unbestechlichsten Urkunden dessen, welcher Art die Menschen waren, sind und sein möchten.

Das Wort Heimat rührt zunächst an die konservative Seite unseres Wesens: man möchte die Heimat, also auch ihre Besiedlung und Landschaft erhalten. Ein solches Bestreben ist keineswegs selbstverständlich. Wir besitzen zahlreiche ältere griechische Bildwerke aus dem Perserschutt. Offenbar dachte bei dem großartigen Wiederaufbau niemand daran, von den älteren Sachen etwas zu retten oder gar danach zu graben. Man war sich seiner starken schöpferischen Kraft und seines „größeren“ Könnens sicher. Auch die gotischen Baumeister vernichteten die romanischen Werke, wo sie irgend ihren Absichten hinderlich waren und die Kraft dazu ausreichte. Nicht anders taten die barocken Baumeister mit den gotischen Werken. Man verwendete sie allenfalls, baute sie um und verwandelte sie damit in ein Neues.

Es wäre voreilig, aus diesem kräftigen Neuerungs willen ohne Zurücksehen, aus diesem wörtlich rücksichtslosen Verhalten zu schließen, daß das Erhaltenwollen nur eine Schwäche darstelle. Gewiß kann es so sein, aber nur dann, wenn wir an den schöpferischen Kräften der Gegenwart zweifeln. Wir müssen uns in der Tat gründlich überlegen, was Mangel an schöpferischer Kraft bei diesem Erhaltenwollen ist und inwieweit bloßer Sammeleifer hereinspielt, oder ob echte Pietät obwaltet, Besinnung auf die eigene Herkunft, Atemholen für neue Leistungen aus dem Gewesenen ins künftig Wesentliche.

Das Erhaltenwollen versucht eine künstliche Verzögerung des natürlichen Verfalls. Dies trifft vor allem für Denkmale in fortgeschrittenem Zerfall, für Ruinen zu. Und je besser sie gepflegt sind, desto schmerzlicher berührt ihr Dasein (z. B. Hirsau, Herrenalb).

Das Erhaltenwollen gelingt am ehesten dort, wo die alten Gesinnungen, aus denen das Bauwerk entstand, und die ursprünglichen Zwecke noch vorherrschen. Es ist nicht zufällig, daß die Kirchen sich am ehesten erhalten haben. Ihr Sinn und Zweck blieb – sehr grob gesprochen – derselbe. In Wirklichkeit wandelten sich Lebensgefühl und Kultur immerwährend in gewissen Grenzen, und damit wurden auch die Kirchen immer wieder umgebaut. Nach den geschehenen Wandlungen ist es sehr fraglich, ob man sie sozusagen auf ihren ursprünglichen Zustand zurückbauen darf, für den doch die lebensnahen Bedürfnisse fehlen.

Diese Frage berührt nun besonders die Siedlung, die historischen Städte und Dörfer, die wir als Teile der Heimat betrachten. Sie sind unvergleichbar genaue Zeugen der jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Ordnung. Im ländlichen Bereich scheinen diese Zusammenhänge gut durchforscht, im Bereich der Stadt, wo differenziertere Werte auftreten, weniger. Wenn man z. B. von mittelalterlichem Städtebau allgemein redet, so ist dies oberflächlich. In Wirklichkeit bestehen gewichtige Unterschiede zwischen dem ottonischen und dem staufischen Städtebau, zwischen dem Städtebau vor und nach dem Investiturstreit, wenn auch vieles Gemeinsame bleibt. Mir scheint, man hat in diesen Dingen zuviel mit der Lupe in den Dokumenten gesucht, aber zu wenig mit offenen Augen die Städte durchschritten und über ihre Grundrisse nachgedacht. Wer selbst Städtebau zu treiben und Siedlungen zu bauen hat, weiß, daß in den Akten, also dem was später als „Urkunden“ herhalten muß, fast immer nur Nebensachen erörtert werden.

*

In diese Welt der wahrhaft trächtigen, gebauten Urkunden dringen nun die neuen Zwecke mit besonderer Kraft ein. Man kann ein Dorf oder eine Stadt noch weniger als eine Kirche erhalten. Man



Blick auf Tübingen mit Stiftskirche und Giebelhäusern am Neckar

kann sie allenfalls bewahren, den neueren wahren Zwecken anpassen. Aber das heißt doch, daß die Verwandlung sich nicht aufhalten läßt. Alle Versuche der Denkmalpflege, den Einbruch der neuen Zwecke, der großen Geschäfte und Industrien, in die alten Siedlungen zu mildern, sind zwar im einzelnen erfreulich, im ganzen aber fast hoffnungslos. Zur Bewahrung der alten Stadt- und Siedlungskerne gehört zuvörderst die Bewahrung der alten Zwecke und Funktionen: qualitativ hochstehende Betriebe wie kleine Handwerke und Geschäfte. Moderne Geschäfte mit starker Ausdehnungstendenz gehören in neuere Stadtteile, in denen ihrem Ausdehnungsbedürfnis Genüge getan werden kann. Aber leider sind wir von einer so gründlichen Praxis des Städtebaus heute weit entfernt.

Um das Alte ins Neue zu binden – und umgekehrt – bedarf es stärkster schöpferischer Kräfte, auf der einen Seite Einfühlungsvermögen und Achtung vor dem Überkommenen, auf der andern Bekenntnis zur Gegenwart und Mut zur Zukunft. So steht auch die Denkmalpflege, sofern sie sich an die Schwelle des Bewahrens und Neuschaffens wagt, auf gefähr-

lichem Posten. Da gibt es kein Ausweichen ins Literarische, wie daß z. B. eine Front von soundso viel Giebeln eine „Giebelsinfonie“ sei, die nur durch einen Giebel abgeschlossen werden könne, oder daß man z. B. zwischen einer alten Giebelfront und einer modernen Brücke nicht „experimentieren“ dürfe. Denn gerade solche gefährlichen Stoß-Stellen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind die eigentlichen Stellen der Bewährung, nicht nur für die Baumeister, sondern auch für Denkmalpfleger, die sich ins Gegenwärtige und Künftige wagen. Die Denkmalpfleger sollen mehr sein als Anwälte des Gewesenen.

Auch der Naturschutz hat sich zur Aufgabe gestellt, manches vom Aussterben Bedrohte noch eine Weile zu erhalten. Die Schaffung von Naturschutzgebieten ist ein Zeichen dafür, daß die Menschen neben ihrem zweckbedingten Denken noch eine Ahnung davon haben, daß die Welt vermutlich nicht dazu eingerichtet wurde, an allen Ecken und Enden nur zweckmäßig genutzt zu werden, daß sie vielmehr droht, daran zugrundezugehen. Noch schlägt das Gewissen, wenns auch in vielen Fällen nur das schlechte Gewissen ist.

Der Naturschutz ging bald aus dem Bemühen um das Erhalten zum Bewahren, ja zum Gestalten über. Viele negativen Ergebnisse der Bodennutzung des 19. und angehenden 20. Jahrhunderts wurden ihm Helfer: Die Monokultur des Waldes, die Überdüngung der Felder mit künstlichen Mitteln, das Ausräumen von Baum und Strauch aus der Ackerlandschaft, das in seinen Folgen unbedachte Meliorieren u. a. m. Auf dieses Feld der Zerstörung zeigten viele Finger; so kam es zur Entwicklung von Lehre und Praxis einer gesunden Bodenbewirtschaftung in Wald und Feld. Sie ist sicher noch nicht Allgemeingut, aber doch im Fortschreiten begriffen. Ja aus diesem Suchen nach einem biologisch richtigen Verhalten entwickelte sich eine Landschaftsgestaltung, die im einzelnen an den späteren Autobahnen erprobt nun der Fortsetzung harret. Im Falle des Naturschutzes geschah also ein kühnes Ausgreifen ins gleichermaßen wirtschaftlich Zweckmäßige wie begeisternd Gestalterische.

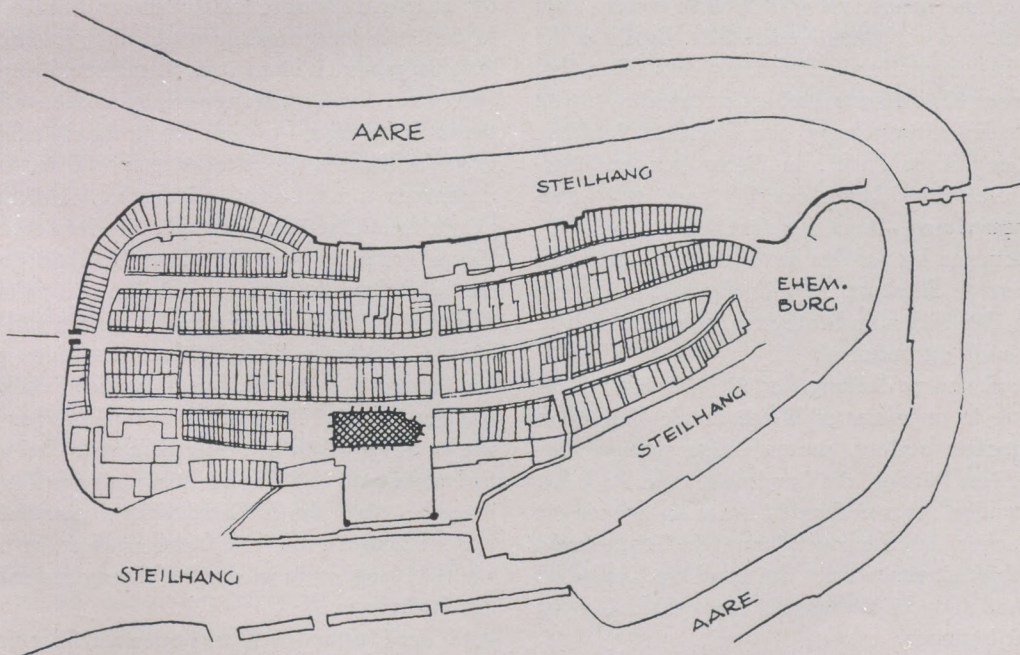
*

Das Verhalten der Menschen und damit ihrer Siedlungen zur umgebenden Landschaft war überall und zu allen Zeiten ganz verschieden, auch in unserer eigenen Geschichte. Dorf und Stadt unseres Mittelalters stehen in klarer Abwehrstellung zur umgebenden Landschaft bis weit in die Zeiten der Renaissance. Zwar wird die Landschaft genutzt als

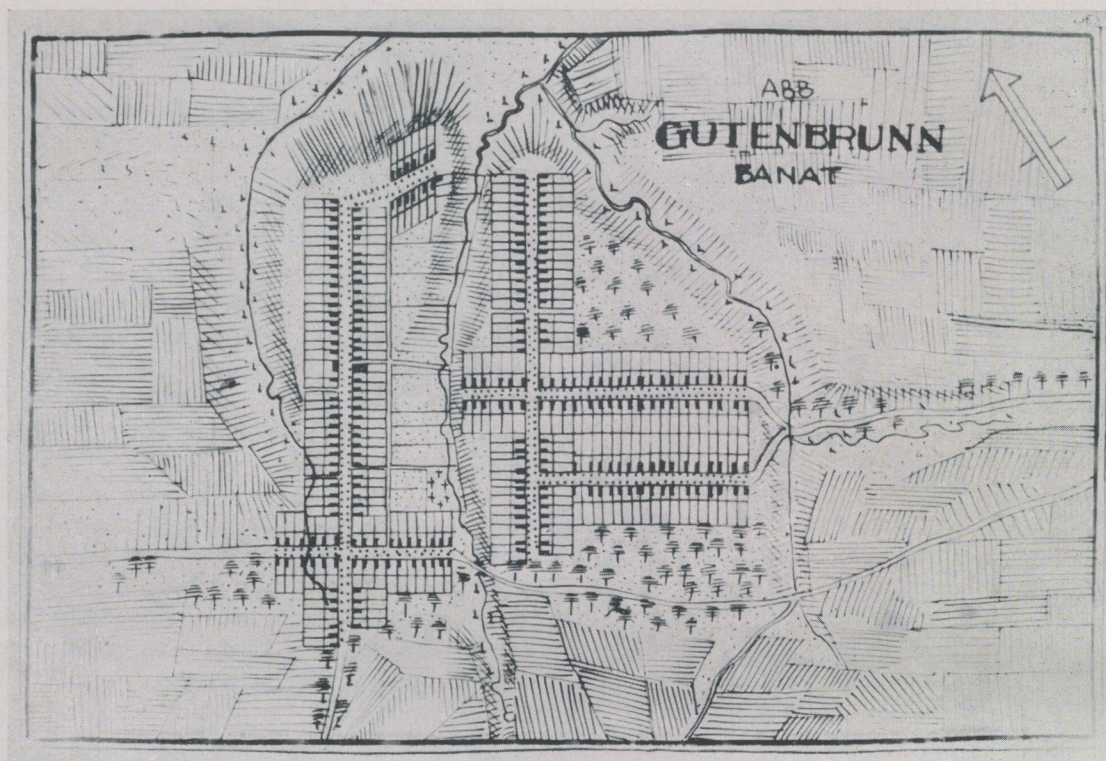
Wald, Jagd, Weide und Acker. Aber man schließt abends die Tore gegen das, was draußen an Gefahren lauert: Wir bewundern zwar an alten Städten und Dörfern ihre landschaftlich gut ausgesuchte Lage. Aber nichts deutet darauf hin, daß mit ihrer Lage anderes gewollt war, als Abschirmung nach außen. Von der Siedlung aus betrachtet war die Landschaft gefährlich: „unheimlich“.

Wie anders der Barock: das Land scheint befriedet. Die alten Mauern und Gräben bieten keinen Schutz mehr. Die absolutistische Planung greift, ausgehend vom fürstlichen Schloß, weit in die Landschaft hinaus, d. h. die vom Schloß ausgehenden Wege werden gerade weitergeführt bis zur Erschöpfung der Strahlungskraft, bis es potentiell nicht mehr weiter geht. Dies ohne Rücksicht auf Flurteilung, Eigentumsverhältnisse, landschaftliche Besonderheiten. Auf diese Weise ist zwar die Landschaft nicht Feindliches mehr, aber sie wird einem absolutistisch-zentralistischen System einbezogen, es entsteht kein echtes Widerspiel von Landschaft und Siedlung. Auch die ländlichen Siedlungen jener Zeit sind, ob sie nun von Friedrich dem Großen oder Maria Theresia veranlaßt waren, von einer erbarmungslosen Härte gegen die Landschaft, die keine andere Grenze kennt, als die am Gelände scheiternde Unmöglichkeit der Durchführung geometrischer Siedlungsfiguren.

Diesem gewaltsamen Ausgriff der Siedlung in die



Bern in der Aare-Schleife. Trotz aller Strenge organisch in die Landschaft eingefügt.
Einheit von Siedlung und Landschaft



Siedlung Gutenbrunn im Banat. Beispiel des barocken Formalismus, dem die Landschaft unvermittelt Grenzen setzt. Siedlungsplanung und Landschaft als Gegensatz

Landschaft im Barock folgen mildere Töne im Rokoko. Die Landschaft wird Kulisse menschlicher Tätigkeit und vor allem Verliebtheit. Große in die Landschaft eingreifende Siedlungen sind selten. Fast ohne vom Klassizismus berührt zu werden, gleitet die Landschaftsgestaltung zur Romantik hinüber, dem „englischen Park“. In dieser fast erschütterungsfreien Entwicklung der Gärtnerei zur Landschaftsgestaltung – und dies inmitten so vieler Erschütterungen bis auf den heutigen Tag – zeigt sich ihre kernige Substanz, nämlich das Nächstliegende zu tun, den Boden zu bearbeiten, gebend und nehmend, nicht nur nutzend.

Während nun zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Siedlung in ungeformter Weise in die Landschaft auszugreifen beginnt, suchen einige wenige, darunter Fürst Pückler, die Landschaft vom Park her zu gesunden. Aber es handelt sich doch nur um ein vereinzelt Unterfangen, während die Städte in die Landschaft hineinwuchern, das Land die Landschaft ausräumt und die Dichter die Landschaft, die alte Heimat besingen.

Wir müssen hier die wichtigsten Ursachen nennen, die nach 1840 fast jede Siedlung zu einer Kata-

strophe für die Landschaft werden lassen. Zunächst das zunehmend rasche Anwachsen der Bevölkerung, so daß rein mengenmäßig ungewohnt große Siedlungsaufgaben zu lösen sind. Gerade in dieser Zeit aber gerät das Gestaltungsvermögen der Architekten in Verwirrung – man denke an die vielerlei Stilversuche des letzten Jahrhunderts wie neugotisch, neubarock u. s. f. – und gleichzeitig zieht es sich aus den weiträumigen Konzeptionen des Barock auf kleine Aufgaben wie den Einzelhausbau zurück. Das städtebauliche Planen wird eine rein technische Aufgabe, die folgerichtig den Geometern und Tiefbauern überlassen bleibt. Diese überziehen ganze Landschaftsteile mit linierten Straßenfluchten, in welchen jeder im Sinne des Individualismus so baut, wie er es für schön hält oder aufgeredet bekommt. Es kam soweit, daß der Städtebau als gestalterische Aufgabe 1890 durch Camillo Sitte neu entdeckt werden mußte. Aber mit dieser Entdeckung hatten wir noch lange nicht wieder die Übung in der Kunst des Städtebaus.

Auch der Umstand, daß der Boden als Ware und als Spekulationsobjekt betrachtet werden konnte, trug zur Verwahrlosung des Städtebaus wesentlich bei.

Der Boden mußte „ausgeschlachtet“ werden, um eine möglichst hohe Rendite zu erzielen. Private Siedlungsgesellschaften, ja auch Gemeinden beteiligten sich an diesem einträglichen Geschäft mit dem, was einst Landschaft war.

*

Mit der fortschreitenden Verdrängung von Landschaftsteilen durch die Siedlung und der Aushöhlung der Landschaft von innen her wird die Erhaltung und Pflege der heimatlichen Landschaft erst zu einem schmerzlichen Problem. Das sich darin anzeigende seelische Verhältnis zur Landschaft war nicht zu allen Zeiten selbstverständlich. Wohl gibt es schon im Altertum Landschaftsbeschreibungen, aber dann ist die Landschaft Schlachtfeld wie in der Ilias, oder Wirtschaftsland. Die Gebirge und großen Wälder sind „unwirtlich“ und möglichst zu meiden. Als Petrarca 1334 den Mont Ventoux einzig zu dem Zwecke bestieg, Landschaft zu betrachten, war dies ein erregendes Ereignis und fand nur langsam Nachfolge. Erst nach dem Rokoko, das die Landschaft noch gleichsam als Staffage für das menschliche Tun betrachtete, in besonderem Maße dann in der Romantik, tritt allgemein die Landschaft in ein seelisches Verhältnis zum Menschen. Die Landschaft spricht in zunehmendem Maße an. Mehr und mehr wird die Landschaft bewandert mit keinem andern Zwecke, sie kennenzulernen, sie zu erfassen, sie zu genießen. Dies trifft nicht nur für die bebaute und besiedelte Kulturlandschaft zu, sondern auch für die reine, unverwandte Natur, die Wildnis oder Urnatur, wie sie Moore, Einöden und Hochgebirge zeigen. Hier spielt nun noch ein anderer Antrieb herein, nämlich den wachsenden Steinwüsten der Städte mit ihrem Getriebe wenigstens zeitweilig zu entfliehen und im Andersartigen, von menschlichen Eingriffen, von Kultur Unberührten, Ausgleich und „Erholung“ zu suchen.

Man muß sich heute fragen, ob das eben angedeutete Verhältnis zur Landschaft – es ist das Verhältnis der vor dem ersten Weltkrieg Geborenen – noch ebenso besteht und weiterbestehen wird. Denn die großen Wanderwege – etwa auf der Alb und im Schwarzwald – werden ruhiger und ruhiger und unter den Wanderern ist wenig Jugend.

Die Jugend, aber auch viel ältere Jahrgänge, zieht es heute auf die Sportplätze, zum andern aber bewegt sie sich motorisiert durch die Landschaft. Ein ungeheurer Drang nach rascher Bewegung hat die Menschen ergriffen. Man muß sich *sine ira et studio*, also nicht vom Standpunkt des belästigten Fuß-

gängers aus, fragen, ob darin eine Minderung oder Änderung des menschlichen Verhältnisses zur Landschaft erblickt werden muß.

Der Fußgänger, der die Landschaft mit eigener Kraft durchschreitet, sie körperlich in ihrem Auf und Ab, in ihren verschiedenen Böden, Düften, Geräuschen erlebt, kann mehr Einzelnes sehen, stehenbleiben, betrachten. Es ist aber kein Zweifel darüber, daß der motorisierte Mensch aus der Bewegung weitere Überblicke, große Zusammenhänge erfassen kann. Das ist nicht wenig, zumal wenn er sie durch sozusagen kleines Wandern im einzelnen ergänzt. Fußgänger und Motorfahrer leben jeweils in anderen Merkwelten, die sich sehr wohl vorteilhaft ergänzen können.

Wie stehen nun die Gestalter der Siedlung, die Städtebauer, zur Landschaft? Denn ihnen fällt es zu, mit der Gestaltung der Siedlung auch ihr Verhalten zur Landschaft zu bestimmen. Und hier ist im *Wollen* weitgehende Übereinstimmung festzustellen, nirgends Gleichgültigkeit gegen die Landschaft. Der erfahrene Gestalter weiß ganz genau, daß er mit den bescheidenen baulichen und finanziellen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, nie gegen die Landschaft ankann, ohne mit der Landschaft auch seine eigene Schöpfung zu verderben. Er *muß* sich ihr einfügen, er kann die Landschaft nur bisweilen stärker profilieren, ihre Akzente steigern, und damit auch das eigene Werk der Siedlung besser in Erscheinung setzen.

Man fragt sich dann aber, warum bei so weitgehender Übereinstimmung der Gestalter mit den Freunden der Heimat das Ergebnis ihres Planens oft so viel zu wünschen übrig läßt.

Da ist zunächst noch ein Wort über die Gestalter zu sagen: So ähnlich sie im allgemeinen *Wollen* sind, so ungleich in der Vorstellung der Siedlungsform und im Können. Und dies wird sich kaum so schnell ändern, um so mehr als zur Zeit Schulen am Werke sind, die vergessen oder nie gehört haben, was Meister Heinz Wetzels Wichtiges zu unserem Thema zu sagen hatte.

*

Es ist hier nicht der Ort, eine Siedlungslehre wiederzugeben. Nur zwei Gesetze sollen angedeutet werden, die in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung sind, das der Siedlungsgrenzen und das der räumlichen Durchbildung von Siedlung und Landschaft.

Was uns an vielen Siedlungen so sehr stört, ist das uferlose, unbestimmte, scheinbar willkürliche Sich-



Beispiel eines neuen Wohngebiets in Hechingen, das im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus Einklang mit der Landschaft sucht
Aufnahme: Keidel-Daiker

hineinbeißen in die Landschaft. Nirgends findet man Anfang und Ende, oder man sieht bisweilen ein jähes Abreißen ohne ersichtlichen Grund.

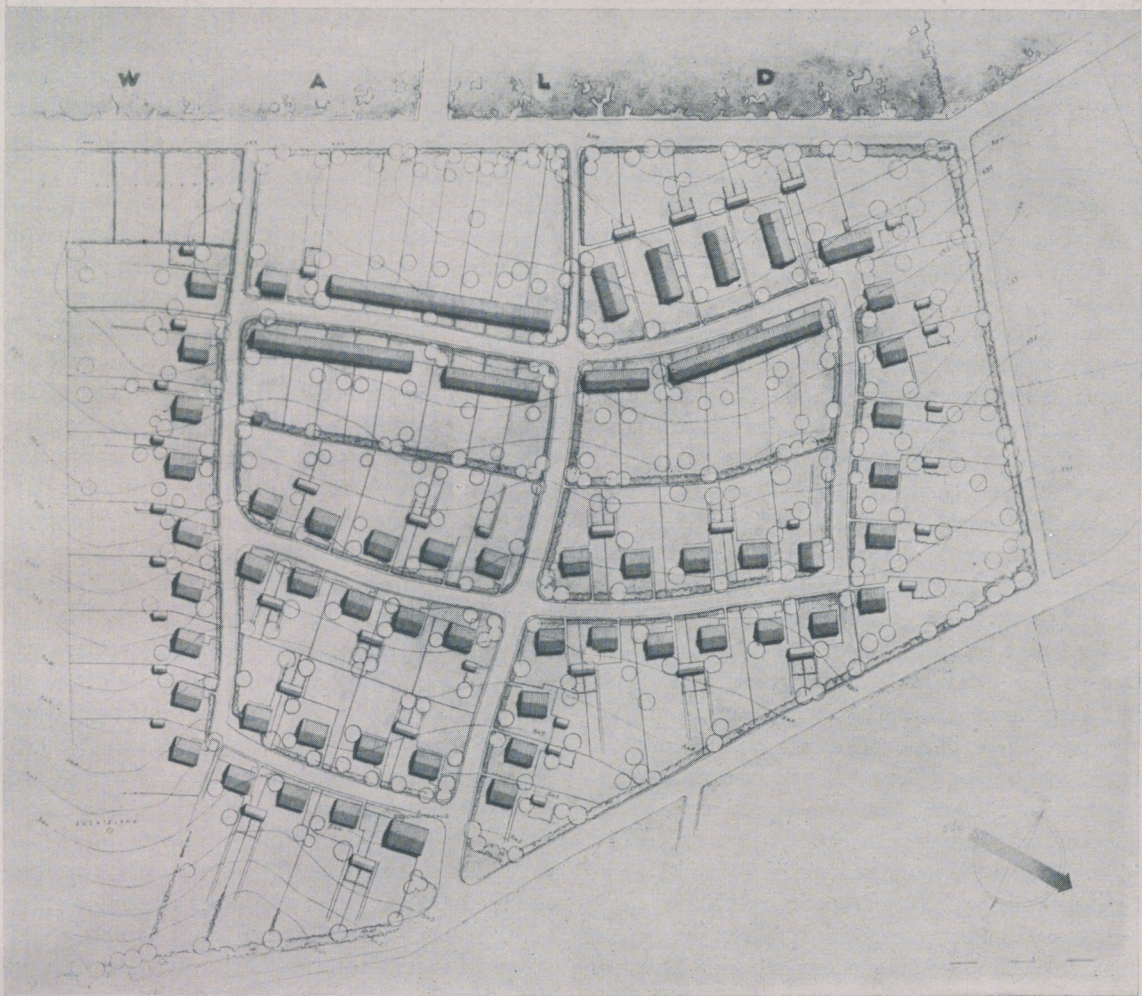
Es fehlt häufig die Aufgliederung der Siedlungsmassen in überschaubare Teile und ihre Begrenzung an landschaftlich einleuchtenden Punkten.

Man ist sich heute auch unter ganz anderen Gesichtspunkten, nämlich unter sozialen, psychologischen, hygienischen, wirtschaftlichen, schulischen, darüber einig, daß die einzelnen Siedlungsteile abgeschlossene Gebilde mit beschränkter Kopfzahl sein sollen. Man ist sich sogar über die günstigste Kopfzahl im In- und Ausland nahezu einig: Sie liegt bei 5000. Dadurch ergibt sich bei einer bestimmten Besiedlungsdichte, auf die wir hier nicht eingehen wollen, eine klare Begrenzung der Siedlung nach außen. Diese Grenze in der Landschaft richtig zu legen, ist eine große Kunst der Gestaltung. Denn die Landschaft ist schon selbst ein Gestaltetes durch Wald, Feld, Wiese, Baum, Strauch, Bach. Es gilt nun für den Gestalter, sich in die Landschaft einzuleben, ihren natürlichen oder kunstvoll geschaffenen Linien und Grenzen oder ihren besonderen Merkmalen nachzugehen, um für eine Siedlung die richtige Grenze zu finden. Dabei gilt es insbesondere der

Bewegung der Landschaft, ihrem Auf und Ab viel Beachtung zu schenken und die Schwellen zwischen steilem und schwächer geneigtem Hang aufzuspüren, selbst wenn sie gering in Erscheinung treten.

Die Anlage einer Siedlung bedeutet immer eine schwere Operation für die Landschaft. Auch die beste Siedlung steht zunächst hart in der Landschaft. Die Narben müssen verheilen, und das braucht oft viele Jahre. Das heißt nicht, daß die Sünden der Siedlungsplaner mit wohltätigem Grün zugedeckt werden sollen – was allerdings bisweilen wünschenswert ist –, sondern das Grün gehört zur Siedlung, wie die Haare auf den Kopf.

Daß irgendwie gegliedert werden sollte, wurde schon lange erkannt. Aber nach welchen Gesichtspunkten? Von Zeit zu Zeit wird Nachahmung und Studium mittelalterlicher Städte empfohlen, in denen in der Tat die Durchgliederung einen unübertrefflichen Höhepunkt erfuhr. Wir schreiten dort von Raum zu Raum, geraten nie in Verhältnisse, in denen der Mensch sich verlassen fühlt, wie in barocken und vor allem neueren Städten und Siedlungen. Können wir das nachahmen? – Nein. Denn schon unser bauliches Material ist ein anderes, unsere Verfahren, unsere gesellschaftlichen und



Plan der Hechinger Siedlung als Beispiel für Maßhalten im Innern und Einfügung in die Landschaft

Aufnahme: Keitel-Daiker

sozialen Verhältnisse und vieles mehr ist anders. Eins aber ist geblieben: das Gesetz der Gliederung, indem es sich aus der Beschaffenheit des Menschen, nämlich seiner Organe zur Erfassung der Umwelt, also vor allem aus der Eigenschaft des Augenpaares ergibt.

Unter Übergehung kleinerer Raummaße ist in unserem Zusammenhang wichtig, daß der Mensch bis 80, äußerstenfalls 100 m plastisch sieht. Er erkennt noch die Person, er sieht sie noch als Körper, also dreidimensional, er kann sich noch mit erhobener Stimme (ohne zu schreien) verständigen. In Räumen innerhalb dieses Maßes fühlt er sich noch nicht verloren. Er bekommt zu den umgebenden Bauten unmittelbar, ohne Zwischenglieder, ein Verhältnis. Innerhalb dieses Maßes ist persönlicher Raum, Bezug von Person zu Person möglich.

Jenseits der 80 m geschieht ein Neues: der Mensch sieht nicht mehr plastisch, sondern flächig, also zweidimensional, er kann nicht mehr ohne weiteres die Person, sondern allenfalls Mann oder Frau unterscheiden, er kann sich nur noch schreiend verständigen. Auf Plätzen von beispielsweise 200 auf 300 m fühlt sich der einzelne Mensch verloren. Das ist ein häufiges Gefühl bei barocken Plätzen oder gar Plätzen des imperialen Städtebaus.

Jenseits etwa 320 m erkennt man den Menschen auch nicht mehr flächig. Der Mensch ist nur noch ein Punkt oder Strich in der Landschaft.

Das Mittelalter wußte um diese Maße oder wandte sie aus der Erfahrung des Gefühls unbewußt richtig an. Eine Stadt oder Siedlung spricht uns nur an, wenn auf dem Maß des persönlichen Raums aufgebaut, gruppiert, gegliedert wird. Freilich gabs und

gibt auch den größeren Raum in den Maßen von 80 bis 320 m, den Versammlungsraum. Aber er ist nur faßbar, wenn er durch den persönlichen Raum eingeleitet und vorbereitet wird.

Diese Maß- beziehungsweise Gliederungsfrage ist nicht nur allgemein wichtig, weil die Siedlung auch im Innern so werden soll, daß man sie als Heimat empfindet, sondern im Zusammenspiel zwischen Siedlung und Landschaft hauptsächlich aus zweierlei Gründen.

Einmal: Daß wir eine schöne Landschaft in die Siedlung „einbeziehen“ ist schon selbstverständlich. Wenn aber im Innern der Siedlung die kleinen und persönlichen Maße vorherrschen, kann man um so mehr aus diesen kleinen Räumen die Weite der Landschaft von Raumschwelle zu Raumschwelle ermessen. Kommt man umgekehrt aus der Weite der Landschaft in die Siedlung, so nimmt sie einen um so „heimatlicher“, anheimelnder auf, als – im Gegensatz zur Weite der Landschaft – das Grundmaß ein personelles ist. Es sei hier erwähnt, daß im Gebirge der Blick vom Joch häufig viel großartiger, eindrucksvoller, haftender ist, als der vom Gipfel, weil sich vom Joch der Blick vom kleinen personellen Raum stufenweise zu den größeren Räumen vortasten kann, während vom Gipfel her der Mensch *unvermittelt* einem Unendlichen gegenüber steht. – Zum anderen ist wichtig: Wir gliedern die Siedlung im Grundriß räumlich durch Vor- und Rücksprünge der Gebäude, durch Absetzen der Hausreihen, durch Baumgruppen und ähnliche Mittel. Wir gliedern sie im Grundriß gleichsam zweidimensional (wenn auch meist mit dreidimensionalen Körpern). Die eigentliche dritte Dimension der Gliederung aber liefert die Landschaft durch ihre Bewegung, durch verschieden geneigte Flächen, die in Kimme und Kehle aneinanderstoßen. Auch dies gliedert die Siedlung. Welche Gliederung gilt nun? – Die durch die Landschaft bewirkte Gliederung ist die erste und gegebene. Kimme und Kehle kann durch Geländearbeiten und einen sorgsam Straßenbau meist nur wenig verschoben werden. Die menschliche Gliederung nach den genannten Maßen hat sich dieser gegebenen einzufügen, sie zu steigern und bisweilen überhaupt erst bemerkbar zu machen. Es gilt, die natürlichen Gliederungsansätze aufzugreifen und sie als Stützpunkte der menschlichen Gliederung auszuwerten. Das heißt: die Landschaft liefert, zumindest als Anhalt, die dritte Dimension, das Auf und Ab. Die erste und zweite Dimension wird „entworfen“. Zur Siedlungsgestaltung gehört aber Einklang aller Dimensionen. So ist es Aufgabe des Gestalters, die

erste und zweite mit der dritten Dimension in Einklang zu bringen. – Damit aber werden Siedlung und Landschaft eins. Es ist das Geheimnis von Siedlungen, die wir als Heimat empfinden, daß dies gelungen ist.

*

Angenommen nun, es wüßten alle Gestalter von Siedlungen um diese Gesetze und noch viel mehr und sie beherrschten auch ihre Anwendung, so wäre damit die Entstehung guter Siedlungen, die Einheit von Siedlung und Landschaft noch lange nicht gewährleistet. In gewissem Sinne wichtiger als der Gestalter ist nämlich der *Bauherr*, der letztlich bestimmt, was werden soll. Wir müssen uns also sehr ernsthaft fragen, wer sind die gegenwärtigen Bauherren von Siedlung und Landschaft? Was kann man ihnen zutrauen und zumuten? Die Bauherren von heute haben es viel schwieriger, als die der vergangenen großen Stile.

Der mittelalterliche Mensch lebte in einer festgefügtten Vorstellungswelt, die sich in seinen Werken niederschlug. Gewiß bedeutete der Einbruch der Gotik in die Romanik ein erregendes Ereignis. Da ging es den Zeitgenossen vermutlich um „alt“ oder „neu“, nicht um die zusätzliche Frage nach *welcher* neuen Richtung sollen wir planen.

Der mittelalterliche Städtebau war ein aristokratisches Anliegen. Nicht allein weil Kaiser, Herzöge und Grafen, zudem die Kirche gewichtig eingriffen, sondern weil die Städte aristokratisch regiert waren. Nicht der Durchschnitt bestimmte, etwa durch Mehrheitsbeschluß, die Ausformung der Stadt, sondern das Patriziat. Das Ergebnis überzeugt uns landauf landab, soviel Kämpfe auch zu der uns überkommenen Form geführt haben mögen.

Viel einfacher gelöst war die Frage des Bauherrn im absolutistischen Staat: Es bestimmte der Fürst, der Kirche, Adel, Rathaus, Bürgerschaft seinen Plänen souverän einordnete. Zu diesem Städtebau sind zwar formal, ästhetisch, sozial viele Vorbehalte angebracht. Aber wer Bauherr war, an wen sich der Gestalter somit zu halten hatte, war eindeutig.

Bauen heute einzelne Personen für sich selbst, so fügen sie sich bestenfalls in den gemeindlichen Bauplan ein. Es entstehen jene Villengebiete, deren Greuel manche einheimischen und exotischen Gewächse überdecken. In jüngster Zeit suchen sich die Wenigen, die noch selbst bauen können, besonders anspruchsvolle Lagen in der Landschaft aus, womit dann meist ein Unglück seinen Anfang

nimmt, sei es an Seeufern oder Aussichtspunkten. In anderer Weise negativ nehmen einzelne als Besitzer Einfluß auf die Siedlungsentwicklung, indem sie zunächst ihr Eigentum in Hoffnung auf eine spekulative Wertsteigerung der Bebauung entziehen oder ihre Grundstücke trotz mangelnder Eignung in das Baugebiet einzubeziehen suchen. – Wohl kann die Baupolizei da und dort Schlimmes verhindern, aber das Stärkere – das ist gegenwärtig das wirtschaftlich Stärkere – setzt sich hier nur allzuoft durch.

Indessen tritt der einzelne Bauherr mehr und mehr in den Hintergrund. Er hat heute kaum die Mittel, ein Bauvorhaben selbst zu finanzieren. Gewiß beginnen die meisten Siedlungsträger mit Idealismus, dem man vertrauen darf. Aber mit wenigen Ausnahmen endigen die guten Absichten im Räderwerk der Finanzierungsbürokratie.

Zu erwähnen ist als Bauherr nicht zuletzt die Industrie. Die Landschaft mußte sehr schmerzliche Eingriffe durch sie erdulden, sowohl durch die Ausdehnung ihrer Werke, wie durch den Abbau von Rohstoffen. Das konnte, als die Großväter der jetzigen Generaldirektoren in einer bescheidenen Werkstatt oder Mühle anfangen, nicht vorausgesehen werden. Was jetzt in dieser Art geschieht, ist oft bloße Raffgier und Selbstherrlichkeit, der meist die Gemeinden und die staatlichen Aufsichtsorgane keinen Widerpart leisten können. So schöne Werke im einzelnen da und dort entstanden sind, so sehr ist an anderer Stelle die Zerstörung der Landschaft durch Ausweitung der Werke, durch Abbau von Rohstoffen und Verseuchung der Abwässer und der Atmosphäre noch im Gange.

Als letzte aber wichtigste Bauherren in der Gegenwart seien endlich die Gemeinden aufgeführt. Von Bedeutung sind sie zunächst durch die Bauaufgaben, die sie selbst als Bauherren durchführen: Schulen, Krankenhäuser, Heime, Kindergärten, Friedhofsbauten usw.; insbesondere aber, was nun die Siedlung selbst anlangt, durch die Baulanderschließung. Diese setzt Bebauungspläne voraus, die die Gemeinden aufstellen.

Jeder Plan kann aber immer nur ein Richtplan sein, der der Gegenwart und vielleicht einer kleinen Spanne Zukunft gerecht wird. Rasch jedoch wandeln sich die Ansprüche des Lebens, und ihnen soll sich der Plan elastisch anpassen. Der Plan ist nichts auf langhin Feststehendes, sondern ein Begleiter des in die Zukunft schreitenden Menschen, ein Mittler zwischen Hoffnung und Möglichkeit.

Es ist nicht damit getan, daß die Gemeinde einen Plan besitzt. Wichtig ist seine Verwirklichung in der Landschaft. Dafür sind der Gemeinde weitgehende Handhaben, vor allem aber Mitwirkungsmöglichkeiten gegeben, wenn andere, etwa staatliche Organe die Maßnahmen durchführen. Es sei erinnert an die Baulandumlegung, an die Umlegung im Bereich der Landwirtschaft, an die Möglichkeit, eigene Bodenpolitik zu treiben durch Geländeaufkauf und -verkauf, durch Vermittlung von Geländetausch, dann an die Bauberatung und persönliche Beeinflussung der Bauherren durch die Bürgermeister und ihre Beauftragten. Und endlich kann auch die Baupolizei in gewissen Grenzen eingreifen, wenn anders keine Ordnung geschaffen werden kann.

Kein Zweifel also: die Gemeinde ist für die Gestaltung der Siedlung von ausschlaggebender Bedeutung. Nun sind aber die Bürgermeister und ihre Bauleute bekanntlich keine Souveräne, sondern das eigentliche Organ des gemeindlichen Willens ist der Gemeinderat, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dort aus Unkenntnis oder Interessenpolitik manches Unglück passiert ist. Dinge der Siedlungsgestaltung sind in unserem engen Raum immer eine schwierige Angelegenheit, die man letztlich den dazu berufenen Gestaltern überlassen muß. Es heißt die Demokratie ad absurdum führen, wenn man alle Einzelheiten der Siedlung durch Mehrheitsbeschluß festlegen will. Ein Gemeinderat muß die Durchführung dem Bürgermeister und seinen Fachleuten anvertrauen, damit sich der Gestalter an ihn als Bauherrn halten kann. Es ist z. B. unmöglich, daß der Gemeinderat durch Abstimmung die Kopfgröße von gemalten Figuren im Trauzimmer festlegen will...

Ob man sich mit der heutigen Kunstrichtung befreunden kann, ist eine andere Frage. Wird aber ein Auftrag erteilt, so muß dem Künstler Gestaltungsfreiheit zugestanden werden. Dasselbe trifft für ein so schwieriges Werk wie die Gestaltung einer Siedlung zu. Die Gemeinden werden sonst schwer tun, bedeutende gestalterische Kräfte anzuziehen. – Es ist also ein weiter Weg vom Siedlungsplan zu dessen sinngemäßer Verwirklichung in der Landschaft, ein Weg, der mit Bedacht gegangen sein will.

Am Ende unserer Betrachtung aber sei der Bauherren der Landschaft selbst gedacht: der Bauern und Förster, der Wasser- und Straßenbauer. Nicht die Siedlung allein hat zerstörerisch in die Landschaft eingegriffen, sondern gleichzeitig fand ein

Zerstörungsprozeß der Landschaft selbst statt durch deren allzu rationale Bewirtschaftung, durch Ausrottung von Baum und Strauch, schematische Flurbereinigungen, zu weitgehende Melorationen, Bach- und Flußverbesserung u. a. mehr. Man kann wohl heute sagen, daß dieser Geist zwar da und dort noch sein Unwesen treibt, aber doch in einer Umstellung begriffen ist, nicht zuletzt dank der fortschrittlich biologisch denkenden und wirkenden Landschaftspflege. Dieser neue Geist erfaßte am frühesten die Forstleute, die so zum Teil die erfreulichsten Bauherren im Bereich von Siedlung

und Landschaft darstellen, sofern sie gewillt sind, den bodenständigen Wald zu schaffen und zu erhalten. So geht vom Wald, der zwar längst keine Urlandschaft mehr ist, aber doch der naturnahste Teil unserer Landschaft, eine gesundende Kraft aus. Man darf hoffen, daß sich die neuen Gedanken der Landschaftspflege bis in die noch unruhig tastende Siedlungsplanung hinein auswirken. Dann werden wir künftig auch neu gestaltete Siedlung und neu geformte Landschaft als Heimat empfinden, um sie wiederum erhaltend, bewahrend, pflegend, gestaltend ins Künftige zu tragen.

Volk unterwegs

Eine ungarndeutsche Siedlung in Oberschwaben

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Dem Bericht über eine in der Gegenwart erfolgte Umsiedlung, deren merkwürdige Einzelheiten mitten hineinführen in die Fragestellungen einer Gegenwarts-Volkskunde, muß ich eine Geschichte vorausschicken, die fast legendenhafte Züge trägt und doch nichts weiter ist, als die Wiedergabe nüchterner Tatsachen einer wirklichen Begebenheit.

Im Frühling des Jahres 1949 faßte in dem nicht weit von Passau gelegenen Dorf Künzing zwischen Osterhofen und Vilshofen ein Mann nach langer Arbeitslosigkeit den Entschluß, irgendwo in Deutschland auf die Suche nach Arbeit zu gehen. In wochenlanger Reise fuhr er auf dem Fahrrad westwärts, überall in Städten und Dörfern bei den Meistern seines Handwerks vergeblich um einen Arbeitsplatz fragend. Die Donau, an deren Ufern Künzing liegt, war gewissermaßen der Richtweg für den Mann. So kam er schließlich an die Westgrenze Deutschlands, nach Lörach. Der Verzweiflung nahe, weil er immer noch keine Arbeit gefunden hatte, lenkte er sein Fahrrad nun wieder donauabwärts. Auf der Rückreise geriet er abends in ein heftiges Gewitter, das ihn zwang, in einem nahen, ihm gänzlich unbekannten Ort um Nachtquartier zu fragen. Er trat, völlig durchnäßt und erschöpft, spät abends in die Polizeiwache des Städtchens Riedlingen, in Oberschwaben an der Donau gelegen. Hier bat er, die Nacht auf einer Pritsche verbringen zu dürfen. Der Polizist aber wollte sich zunächst beim Bürgermeister der Stadt versichern, ob er den Unbekannten aufnehmen dürfe. Der Bürgermeister war in Dienstgeschäften

auswärts. Doch ließ die Frau Bürgermeisterin den Unbekannten noch in später Nachtstunde in ihr Haus kommen, um ihn mit einem Imbiß zu stärken. Als der Wanderer sich an den bescheiden gedeckten Tisch gesetzt hatte, fiel der Bürgermeisterin auf, daß er zuvor die Hände zu einem stillen Tischgebet faltete. Und als der Mann gesättigt war, bat er seine Gastgeberin, ihr seine Geschichte erzählen zu dürfen, eine Geschichte, wie sie nur allzu bekannt war und ist, eine Geschichte von Heimatlosigkeit, Barackendasein, Not und Arbeitslosigkeit, aber auch eine Geschichte des Willens, wieder Mensch unter Menschen sein zu können, wieder mit der eigenen Hände Arbeit die Familie ernähren und eine neue Existenz aufbauen zu können.

Der in später Nachtstunde heimgekehrte Bürgermeister prüfte am andern Morgen in besinnlicher Aussprache den unbekannten Gast auf Herz und Nieren und schickte ihn schließlich zu einem Schreinermeister in der Stadt. Hier fand der Mann sofort Arbeit, und es wurde ihm Gelegenheit und Geld gegeben, noch einmal zu seiner Familie nach Künzing zu fahren und alles zur Übersiedlung nach Riedlingen zu richten.

Das alles wäre Einzelschicksal geblieben, wenn nicht hier in Künzing viele Landsleute dieses Mannes mit Spannung auf Nachricht von ihm gewartet hätten, denn es war ihnen, als hätten sie ihn als Kundschafter ausgesandt, das Gelobte Land zu suchen. Und die frohe Botschaft des Mannes erweckte neue Hoffnung unter seinen Landsleuten. Einer der Ihren, der eine



Siedlerdoppelhaus mit großen Vorgärten, in denen wie in der alten Heimat Paprika gepflanzt wird. Im Hintergrund der Bussen

Art geistiger Führer der kleinen Gemeinschaft war, fuhr bald darauf selbst nach Riedlingen, um beim dortigen Bürgermeister zu erkunden, ob sie nicht alle miteinander in Riedlingen Unterkunft und Arbeit finden könnten.

Diese Geschichte mit ihren legendenhaften Zügen schildert einen Vorgang, der schließlich dazu führte, daß ein großer Teil der Bewohner einer deutschen Siedlung in der in Ungarn gelegenen Schwäbischen Türkei eine neue Siedlung bei der Stadt Riedlingen und damit eine neue Heimat aufbauen konnte. Und der so nebensächlich erscheinende und leicht zu übersehende Zug in der Erzählung, daß nämlich der unbekannte Wanderer zum Tischgebet die Hände faltete, ist der eigentliche und ursächliche Anstoß gewesen zu einem Vorgang, der in der Geschichte der gegenwärtig sich vollziehenden Umsiedlungen beispielhaft dasteht.

Im November 1944 mußten sich die Bewohner des deutschen Dorfes Száraszsd im Bezirk Tolna in Ungarn entscheiden, ob sie in ihrer angestammten ungar-deutschen Heimat bleiben oder, dem Beispiel vieler und den dringlichen Aufforderungen der deutschen militärischen Stellen folgend, Haus und Hof verlassen und einem ungewissen Schicksal in einem zusammenbrechenden Deutschland entgegengehen wollten.

Nun muß man allerdings um die damalige Situation wissen, nicht um die politische oder militärische Situation, die ja allgemein bekannt ist, sondern um die

volkskundliche Situation in jenem Dorf Száraszsd. Es gehörte zum deutsch besiedelten Gebiet der Schwäbischen Türkei, lag etwa 40 km westlich der Donau am Kaposkanal. Die rund 770 Einwohner waren Abkömmlinge von in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts in die Schwäbische Türkei eingewanderten Deutschen, hauptsächlich aus der Gegend vom hessischen Darmstadt, fast ausschließlich evangelischen Bekenntnisses. Im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren unter dem Einfluß von in Budapest lebenden angesehenen Deutschen mehrere Einwohner von Száraszsd Anhänger einer evangelisch-freikirchlichen Bewegung baptistischer Richtung geworden. Diese Bewegung breitete sich in dem Dorf aus, so daß unter den 770 Einwohnern des Jahres 1944 sich etwa 150 Freikirchler befanden. Obwohl in der zahlenmäßigen Minderheit, bildeten diese Freikirchler infolge ihres ausgeprägten Gemeinschaftsgeistes und ihrer kraftvollen Religiosität eine wirkende Kraft, die auf die ganze Gemeinde ausstrahlte, wenn ihnen auch jeder missionarische Gedanke fernlag.

Als die Gemeinde Száraszsd im November 1944 vor die unerbittliche Schicksalsfrage gestellt wurde, die Heimat verlassen zu müssen, schreckten begreiflicherweise die meisten vor dem letzten schwerwiegenden Entschluß zurück. Alles blickte auf die kleine Schar der Freikirchler, was diese wohl tun würden, bleiben oder die Heimat verlassen. Und erst, als die Frei-



Dorfbrunnen
in der Siedlung Eichenau

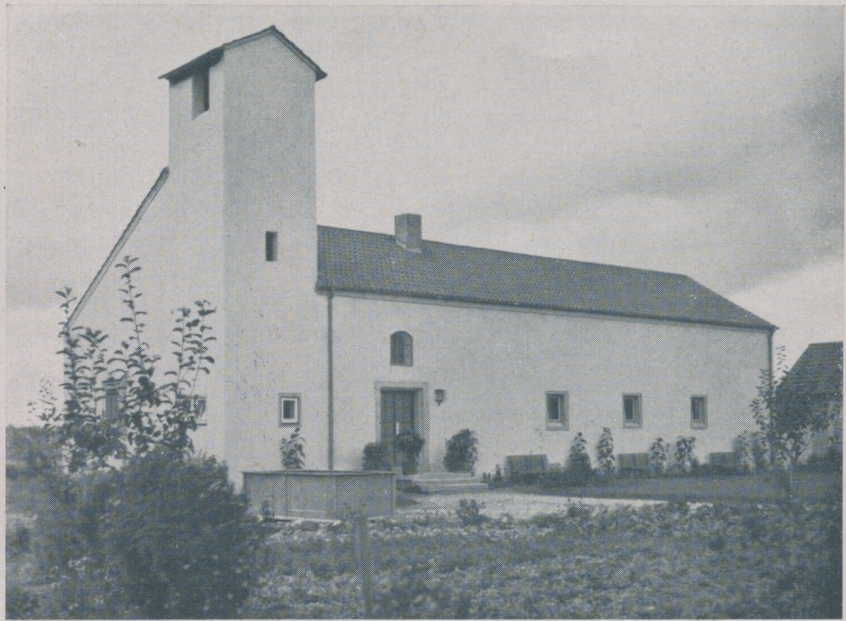
kirchler sich zum Verlassen der Heimat rüsteten, entschloß sich auch das ganze Dorf dazu. Drei Tage, bevor die Front das Dorf überrollte, zogen sämtliche Einwohner bis auf ganz vereinzelt zurückbleibende von Száraszder fort, all ihr Hab und Gut, die geliebte Heimat und die Gräber ihrer Vorfahren hinter sich lassend. Anfang Dezember 1944 trafen sie in Künzing ein. Aber nicht alle. Viele, ja die meisten Száraszder verstreuten sich über ganz Deutschland, sie leben heute für sich irgendwo in allen vier Himmelsrichtungen. Die Freikirchler aber blieben geschlossen zusammen in Künzing, und manch einer der andern schloß sich ihnen in den Jahren der Not an, so daß ihre kleine Gemeinschaft wuchs.

Als der junge Führer der Száraszder Freikirchler, veranlaßt durch den Bericht des arbeitsuchenden Landsmannes und Bruders, wie sie sich untereinander nennen, in Riedlingen den Bürgermeister aufsuchte, um zu erfahren, ob sich dort für seine Gemeinde eine Möglichkeit einer neuen Heimat biete, stieß er unerwartet nicht nur auf volles Verständnis, sondern auch auf eine geistige und religiöse Bereitschaft, die ihm zu einem Zeugnis göttlicher Führung wurde. In Riedlingen hatte sich nämlich die Merkwürdigkeit zugetragen, daß im Jahre 1947 von der fast ausschließlich katholischen Bevölkerung der Stadt ein ehrenamtlicher Bürgermeister mit überwältigender Mehrheit gewählt wurde, der seiner Konfession nach evangelisch war und seinem evangelischen Christentum im Sinne einer wirklichen confessio, eines offe-

nen Bekenntnisses, lebte. Der Persönlichkeit dieses Mannes und seiner tiefen und lauterer Gläubigkeit verdanken es die Száraszder Freikirchler, daß sie bereits im Oktober 1949 geschlossen von Künzing nach Riedlingen umsiedeln konnten. Und der Tatkraft dieses Bürgermeisters und ihrer eigenen, die in der religiösen Gemeinschaftlichkeit wurzelt, verdanken sie es, daß heute, nur zwei Kilometer von der Stadt Riedlingen entfernt, auf Stadtmarkung im Gewand „Eichert“ sich ein von ehemaligen Száraszder Freikirchlern bewohntes, von ihnen selbst gebautes und verwaltetes Dorf befindet, das jetzt den Namen „Eichenau“ trägt und 230 Einwohner umfaßt.

Wir wissen aus der Geschichte der deutschen Auswanderungen und der Ansiedlung Deutscher in Rußland, Südosteuropa, Palästina oder wo sonst es sei, welche starke Triebfeder vielfach die religiösen Anschauungen und Bewegungen bei diesen Siedlungszügen gewesen sind. Wir können aber nur mühsam aus alten Quellen die Vorgänge dieser Siedlungszüge rekonstruieren, ohne eigentlich hinter das Geheimnis des wirklichen Antriebs zu kommen.

Hier an dem lebendigen und gegenwärtigen Beispiel der Száraszder Freikirchler wird uns mit einemmal deutlich, daß, wenn auch nicht immer, so doch in vielen Fällen und eben da, wo eine religiöse Komponente zu erkennen ist, die materielle und politische Situation sekundäres und höchstens auslösendes Element war und ist, die primäre Ursache aber auf einer anderen Ebene, auf der ausschließlich geistigen, ich



Der kirchenartige Betsaal
der Gemeinde Eichenau

möchte fast sagen „außermenschlichen“ zu suchen ist. Die Volkskunde steht hier wohl doch vor einer neuen Fragestellung. Wertvoll und unentbehrlich ist es zweifellos, nun etwa den Überlieferungsbestand einer Gemeinschaft – und als Beispiel diene eben diese Száraszder Gemeinschaft – festzustellen in einem Augenblick, da diese Gemeinschaft ihrem Wurzelboden entrissen ist, auf dem die Überlieferung volkstümlichen Gutes wuchs. Aber das ist nur *eine* Aufgabe volkskundlicher Untersuchungen, und es fragt sich, ob sie überhaupt die wichtigste ist angesichts des Umsiedlungsvorgangs an sich, der so ganz anders aussieht, als man es gewohnt ist, sich ihn vorzustellen. Den Száraszder Umsiedlern gegenüber stehen die vielen andern, nicht nur aus ihrem eigenen Heimatort, sondern auch aus allen anderen Vertreibungsgebieten, die nicht zu einer so wirklichen Heimat gefunden haben. Neben den 230 Einwohnern von Eichenau stehen in Riedlingen noch rund 500 Flüchtlinge und Vertriebene, die mit verständlichem Neid auf Eichenau blicken, die aber trotz des Willens und Entgegenkommens des Riedlinger Bürgermeisters, ihnen die gleichen materiellen Möglichkeiten der gemeinschaftlichen Ansiedlung zu schaffen, nicht dazukommen, weil ihnen die tiefere Erkenntnis einer Gemeinschaftlichkeit, die über die sozialen und materiellen Belange hinausgeht, fehlt. Weil ihnen die tragende und bindende Idee fehlt, die sie zusammenschließen und ihnen wirkende Kraft verleihen könnte. Was in und mit der Riedlinger Siedlung Eichenau vor sich ge-

gangen ist, läßt sich kaum mit den überkommenen Maßstäben volkskundlicher Betrachtungsweise erfassen. Hier stehen wir am Anfang eines neuen Weges. Als Volkskundler bedauern wir, daß die besondere religiöse Einstellung der Száraszder Freikirchler gegenüber weltlichem Brauchtum, gegenüber dem Volkstanz etwa, vieles der alten Überlieferung hat – bei ihnen zumindest – untergehen lassen. Wir dürfen aber bei diesem Bedauern nicht stehenbleiben und lediglich die Tatsache des Fortlebens oder Verschwindens volkstümlicher Überlieferungsformen registrieren. Gerade das Beispiel Száraszder-Eichenau mit seiner gestaltungswirkenden religiösen Gemeinschaft sollte uns den Anstoß dazu geben, überall dem Wirken und den Auswirkungen der verschiedensten religiösen Gemeinschaften als lebendige Bestandteile des Volkslebens, nicht nur als *historische* Erscheinungen, sondern als höchst wichtige *volkskundliche* Erscheinungen, nachzuspüren.

Man kann gerade als Volkskundler das Beispiel einer Umsiedlung, das ich hier aufzuzeigen versuchte, nur in seiner ganzen Reichweite und Tiefenwirkung fassen und verstehen, wenn man es fertigbringen kann, sich aus der Enge und Gebundenheit eines unserem Zeitalter so sehr gemäßen materialistisch-wissenschaftlichen Denkens zu lösen. Wenn man es fertigbringen kann, die wirkende Kraft zu erkennen, die hinter den äußeren Erscheinungen steht, die wir Brauch und Sitte, Auswanderung und Vertreibung, Heimat und Volkstum nennen. Die Száraszder Um-

siedler glauben kraft ihres religiösen Erkennens, daß ihr Schicksalsweg von der Flucht aus der alten Heimat, die auch einmal eine neue war, über die Jahre des Umsiedlerdaseins in Künzing bis zum Aufbau ihrer neuen Heimat in Riedlingen ein einziger Beweis der göttlichen Führung sei, ohne ihr eigen Verdienst und Würdigkeit. Und dieser Glaube ist es, der sie von der ungarischen Donau über die bayerische Donau an die schwäbische Donau führte.

Der so viel genannte, immer wieder so wenig genannte Wilhelm Heinrich Riehl aber möge die Schlußworte meiner Ausführungen sprechen:

„Vorderhand bekenne ich demütig: Am Anfang aller Dinge steht ein Rätsel und am Ende aller Dinge ein Geheimnis. Die Erkenntnis der letzten Schranken alles Erkennens führt uns zur entsagenden und vertrauenden Hingabe an den unergründeten Weltgeist – an den unbekannten Gott.“



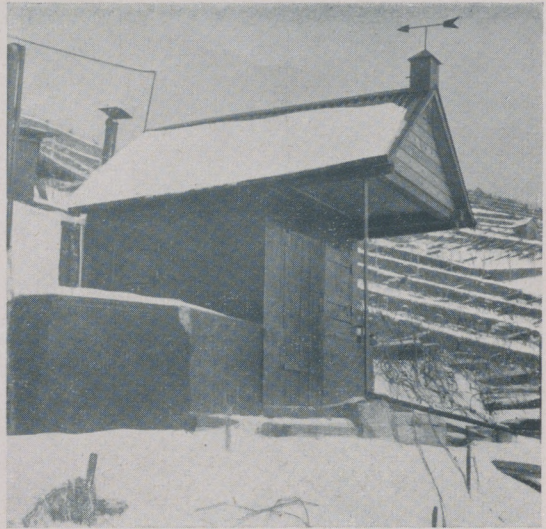
Schwäbische Weinberglandschaft

Bausünden im Weinberg

Von Gerhard Schneeweiß

Unsere württembergischen Weinberghänge mit ihren zweckentsprechend angeordneten Geländestufen aus heimischem Steinmaterial haben selbst noch im technischen Zeitalter verhältnismäßig lange ihr altes Gesicht und ihre charakteristische Eigenart bewahrt. Die Trockenmauern und auch Weinberghäuschen wurden meist von den Weingärtnern selbst oder von tüchtigen Weinbergmauern ausgeführt. Das

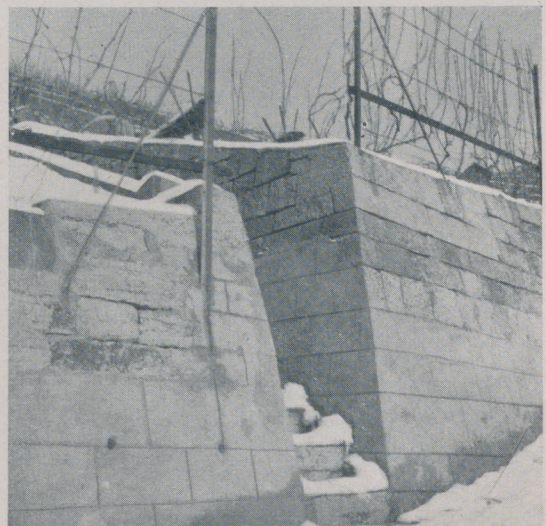
überlieferte handwerkliche Können der richtigen Steinschichtung, Eckenausbildung und Mauerabdeckung verlieh der Weinberglandschaft ihren natürlichen Reiz. Schadhafte Stellen oder eingerutschte Mauern wurden durch die Weingärtner ausgebessert oder neu aufgeführt. So blieb das Gesicht unserer Weinberge Jahrhunderte hindurch dasselbe.



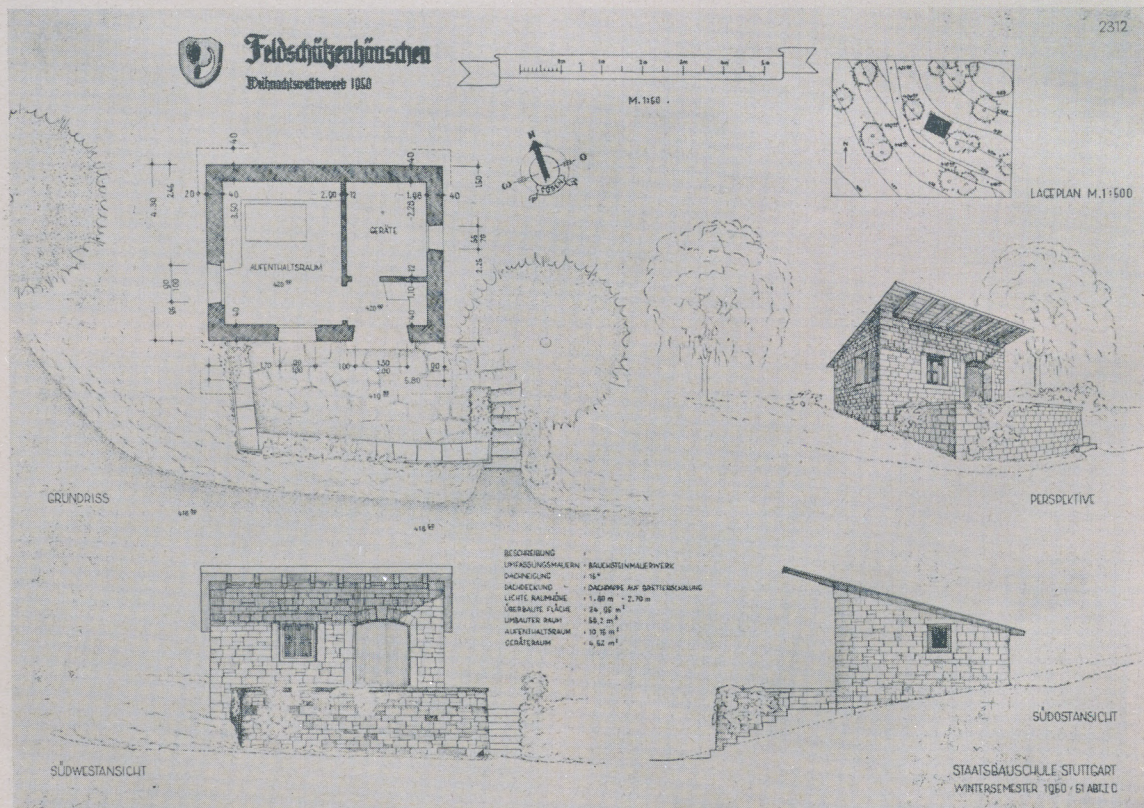
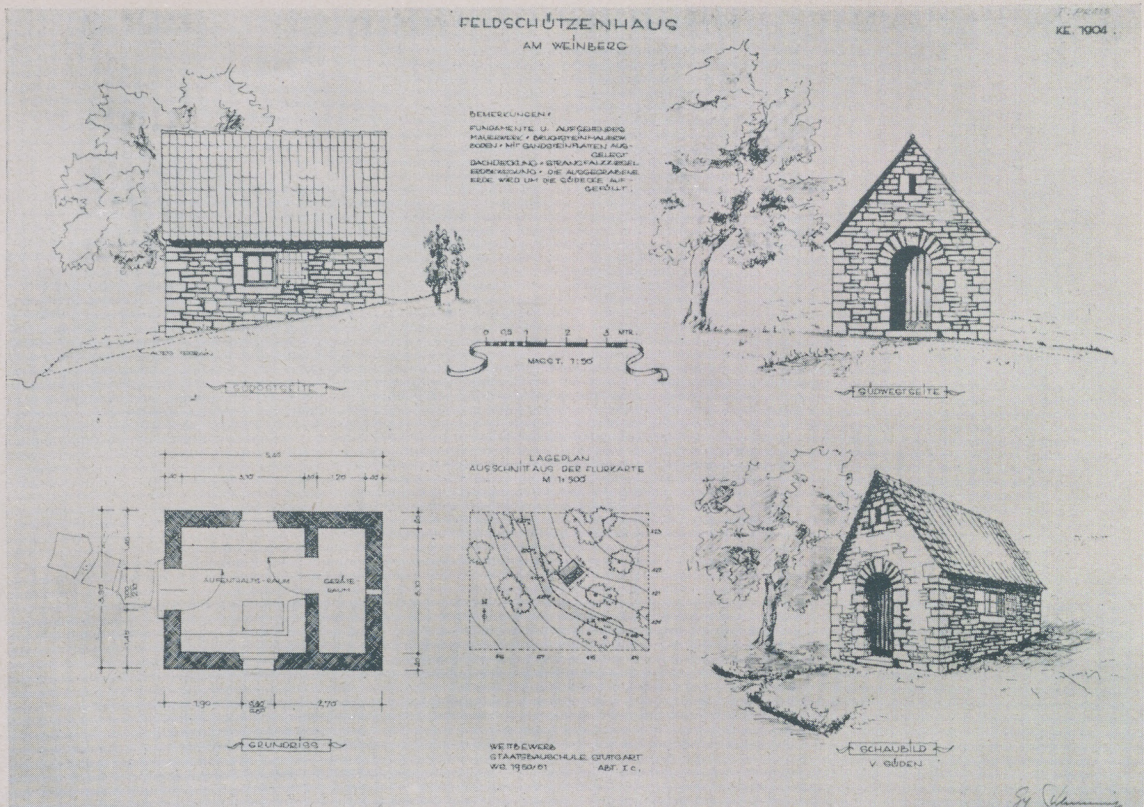
Zwei Weinberghäuslein – Zwei Welten!



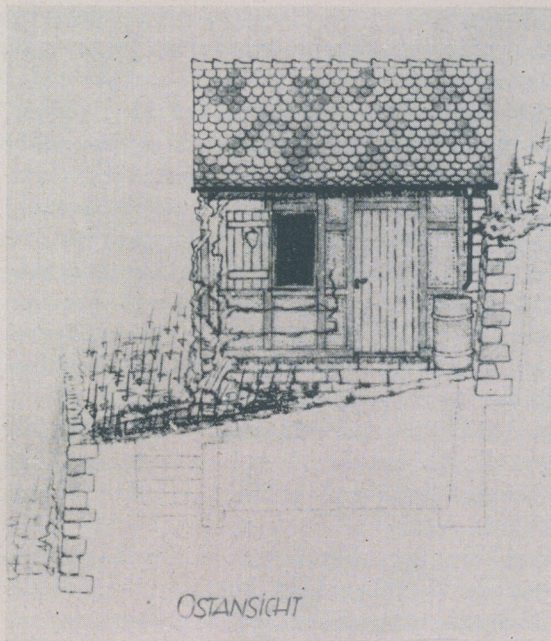
Weinbergmauern in Bruchstein-Trockenmauern und in Zement



Weinbergmauern mit Beton und Zement in den Untertürkheimer Weinbergen



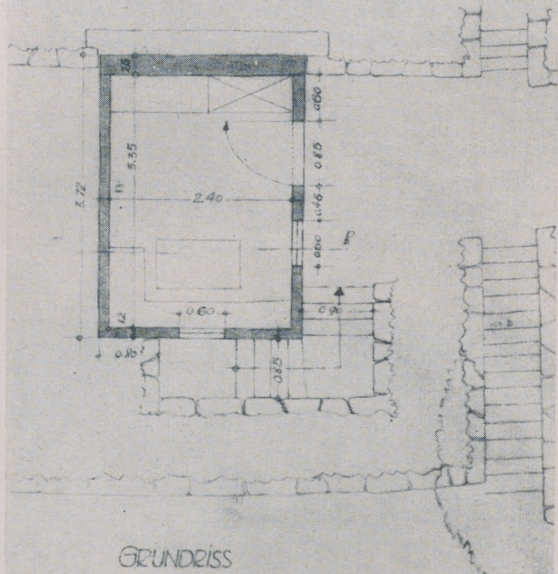
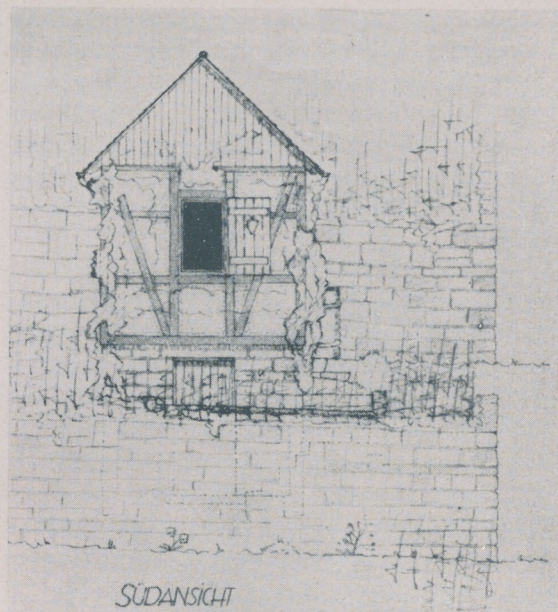
Entwürfe für Feldschützenhäuschen aus der Staatsbauschule Stuttgart



Entwurf für ein Weinberghäuschen

Von dieser Geschlossenheit der Weinbergstufenlandschaft ist heute leider nur noch wenig zu spüren, weil die Einheitlichkeit entweder durch falsche Anwendung neuer Baustoffe oder durch verlorengegangene Handwerkstradition schwer gestört wird. Der Reiz der alten Weinbergmauern bestand in der hammerrechten Bearbeitung und richtigen Schichtung des Steinmaterials, in den weichen Übergängen der Mauerkronen in das Gelände und in der richtigen Verzahnung der Mauerecken, unter Verwendung des in der Nähe gewonnenen Natursteinmaterials. Schon in nächster Umgebung Stuttgarts kann man heute aber unmittelbar neben den alten, natürlich verlaufenden Trockenmauern gefühllos und brutal ausgeführte Zement- und Betonmauern antreffen, die jedes handwerkliche Können und jede Verantwortung der Landschaft gegenüber vermissen lassen.

Wie unwahr und kümmerlich sind die im Zementglattstrich vorgetäuschten Steinfugen, wie kalt und gefühllos die scharf abgeschnittenen Mauerkronen und Kanten, die einzementierten Profileisenstäbe für eine unnötige Drahtumzäunung. Das Zementrelief spricht ja ohnedies für sich und betont die ganze Hilflosigkeit. Dabei ist es mit der Haltbarkeit der Mauer nicht besser bestellt. Das hinter der Mauer gestaute Wasser kann nicht austrocknen. Durchfeuchtung und Rissebildung bei Frost und Hitze führen zur langsamen und sicheren Zerstörung



– was der Erbauer mit seinem Zementgebilde wohl gerade vermeiden wollte.

Eine Bruchsteinmauer mit Betonsockel und betonierter Ecke ist ebenso schlecht, als ein gleichmäßiges Konglomerat aus Beton, Werksteinen, Zementglattstrich und Eisen. Welches Unvermögen und welche geistige Armut steckt doch in einem solchen Machwerk.

Nicht besser steht es mit dem Aufbau neuer Weinberghäuschen. Wie ungezwungen standen die alten Häuschen, mit ihren senkrecht zum Hang gestellten

Giebeln in der Landschaft. Ganz einfache Zweckbauten zum Aufbewahren des Geschirrs oder als Unterstand bei schlechter Witterung. Die kleinen Baukörper ordneten sich natürlich in die Landschaft ein, indem sich ihre Giebeldächer eng an die Stufenlandschaft anschmiegen. Aber auch dafür scheint das gesunde Empfinden immer mehr verlorenzugehen.

In unmittelbarer Nähe neben dem alten Häuschen steht zum selben Zweck ein glatter, mit schwarzem Inertol gestrichener Betonbunker, dessen ausgekrachter Giebel wie ein Invalide auf einseitiger und dünner Eisenkrücke steht. Das Wellblechdach – auf dem Bild zum Glück mit Schnee bedeckt – wird von einem Miniatur-Blechdachreiter mit nicht drehbarer Wetterfahne gekrönt. Die Pfeilspitze weist auf Rauch- und Leitungsröhren, daß man den Eindruck eines großen Destillierapparats nicht ganz los werden kann.

Wenn es sich hier auch nur um kleinste Bauaufgaben handelt, so müssen diese nicht weniger ernst genommen werden, weil sie bereits in der Lage sind, ein

gewachsenes Landschaftsbild zu verschandeln, besonders wenn sie aus so dauerhaftem Material wie Beton gebaut sind.

Eine wirksame Kontrolle über solche „Kleinigkeiten“ ist dabei erstes Gebot. Und zwar müssen solche Bauten verhindert werden, bevor sie errichtet werden – da sie nachher bekanntlich stehenbleiben.

Daneben bedarf es der Aufklärungsarbeit bei allen beteiligten Handwerkern, Weingärtnern und ihren Organisationen, um das Verständnis für das Notwendige und Richtige wiederzuwecken. Aufgaben dieser Art werden ja in der Regel ohne berufene Baumeister und Bauleute ausgeführt.

In erster Linie müssen sich aber die Landbaumeister und alle Bauleute der vollen Verantwortung gegenüber der ihnen anvertrauten Landschaft bewußt bleiben.

Eine kleine Auswahl von Arbeiten des ersten Semesters der Staatsbauschule Stuttgart zeigt, wie der Landbaumeisternachwuchs bei der Bearbeitung solcher kleinster Bauaufgaben in diesem Sinne erzogen wird.

Der Wald ruft um Hilfe

Von Hans Schwenkel

Wilhelm Munker in Hilchenbach in Westfalen, der unermüdlige Kämpfer gegen die sinnlose Außenreklame, ein alter Wanderer und Mitbegründer des Jugendherbergwerks, hat mit klarem Blick das Kernproblem der Landespflege: die Erhaltung und den Wiederaufbau des Laub- und des Laub-Nadel-Mischwaldes erkannt und sich im Auftrag des Ausschusses zur Rettung des Laubwaldes im Deutschen Heimatbund mit zahlreichen Flugschriften (insbesondere mit „Dem Mischwald gehört die Zukunft“) für die Gesundung unserer Wälder eingesetzt und dabei den Beifall aller forstlichen Fachleute gefunden. Er erkannte auch, daß ohne Lösung der Jagdfrage das gesteckte Ziel nicht erreichbar ist, also der Laubwald verloren sei. In zwei Flugschriften „Wald über Jagd“ (1. und 2. Teil) sammelte er über hundert Äußerungen erster Fachleute, auch der Jagd, und versucht, das deutsche Volk über diese entscheidend wichtige Frage aufzuklären sowie die Jagdgesetzgebung zu beeinflussen. Er faßt am Schluß des zweiten Teils seiner Flugschrift seine Auffassung zusammen:

Der deutsche Wald ist krank. Oberstes Gebot ist daher, ihn wieder zur Gesundheit zu bringen.

Dem stehen zwei große Hemmungen entgegen. Zunächst die *Vorrangstellung der naturwidrigen Nadelkunstforste*. Sie sind zwar als Irrung erkannt, aber statt Abbau mehren sie sich von Jahr zu Jahr weiter. Nach Angabe des Zentralverbandes der Forstsamen- und Pflanzenzüchter entfielen auch 1951 nur 12 bis 15 v. H. des Gesamtversandes auf Laubholz. Auch die großen sauerländischen Züchter beziffern den Laubholzanteil nur auf ein Sechstel bis ein Viertel.

Keiner will Fichte und Kiefer ausrotten. Sie sind für uns unentbehrlich. Mehr noch, sie werden wohl dauernd an erster Stelle stehen. Aber das Maß wurde überschritten zum Schaden der Bodenwuchskraft, der allgemeinen Fruchtbarkeit und der Wasserversorgung, um nur einige Nachteile zu nennen. Der Haken liegt beim mittleren und kleinen Privatwald. Der strebt, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nach schnellem und hohem Ertrag und pfeift auf das Allgemeinwohl. Eine Rundfrage an etwa zwei Dutzend verantwor-

tungsbewußte Fachleute, wieviele von hundert Waldbauern nach ihrer Ansicht fortan wohl noch Buche ziehen würden, wurde von den einen mit „noch keine fünf“ und von den anderen mit „gar keiner“ beantwortet. Die neuere starke Preissteigerung für schwächere Nadelhölzer ist nicht geeignet, die Neigung zu Laubholz zu fördern.

So siecht, trotz besserer Erkenntnis, der Laubwald weiter dahin. Es wird sich bitter rächen. Der Fluch der Nachwelt wird nicht ausbleiben.

Die zweite Hemmung liegt bei den *verheerenden Wildschäden am Walde*. Nur wenige haben davon gewußt. Bei Wildschäden dachte man meist ja nur an solche in der Feldflur. Und selbst von den Kundigen hatte nur ein Bruchteil eine Vorstellung von dem Ausmaß dieses Ausfalles für die deutsche Volkswirtschaft. Wohl traten schon vor Jahrzehnten besorgte und beherzte Männer auf. Aber sie predigten tauben Ohren oder, was noch schlimmer ist, ihre Warnungen wurden unterdrückt. Umfassende Schadenberechnungen wurden nicht aufgestellt. Man weiß genug, wenn man weiß, daß es über die Wildschäden am Walde überhaupt keine Statistik gab, weil sie bei den höheren Obrigkeiten nicht erwünscht war. Da hat die Flugschrift „Wald über Jagd“ die Augen geöffnet. Kein gewissenhafter Waldfreund kann sich dem Gewicht der darin von führenden Fachleuten festgestellten Tatsachen entziehen. Wobei immer wieder zu betonen ist, daß sich all diese Angaben auf die Vorkriegszeit beziehen, die Auswirkung der vorübergehenden jagdlichen Maßnahmen der Besatzungsmächte also bewußt außer acht lassen.

Nicht hoch genug zu begrüßen ist die *Sachlichkeit vieler Jäger*, die erkannt haben, was man mit der Überhege dem Wald antat. Übereinstimmung besteht dabei in beiden Lagern, daß der allzu happige Mensch es war, der mit dem Übermaß an Fichtenreinbeständen dem Wild weitgehend die Nahrungsgrundlage nahm, so daß es in den meisten Gegenden kaum noch möglich ist, Laubholz hochzubringen. So kommt also zu den verhängnisvollen Folgen der Nadelkultforste, mit denen der Mensch in waldbaulicher Beziehung so bedenklich auf den Holzweg geriet, auch noch diese Wechselwirkung hinzu.

Es ist schon gut, wenn man sich ernstliche Gedanken über solche Zusammenhänge macht. Allein mit rückschauenden Betrachtungen, wo der größere Teil der Schuld liegt, ist nicht viel gewonnen. Jetzt kommt alles darauf an, daß es *fortan grundlegend anders* wird.

Demgemäß lautet die schwerwiegende Frage, ob der Entwurf des *Bundesforstgesetzes*, in der vom Ernährungsausschuß angenommenen Fassung, geeignet ist,

diesen dringend nötigen Umschwung herbeizuführen. Es wäre zu schön, wenn man das bejahen könnte. Beschränken wir uns auf die wichtigsten Sonderpunkte:

Schälsschäden des Rotwildes

Die Schäden von Reh- und Kleinwild sind meist nicht ohne weiteres sichtbar und erst recht wertmäßig schwer festzustellen. Spielend leicht aber ist das, guter Wille vorausgesetzt, bei den Schälsschäden durch das Rotwild an allerlei Holzarten, in erster Linie an Fichten. Aber sonderbar, höchst sonderbar, auch da wird meist nicht einmal durchgerechnet, geschweige denn durchgegriffen. Daher ein paar Einzelheiten:

- a) Als früher ein erstrangiger Forstmann erklärte, ein jagdbarer Hirsch koste 10 000 bis 15 000 Mark, wurde das meist als Schwindel bezeichnet. Heute darf offener über solche Dinge geredet werden. Und siehe da, verantwortungsbewußte Forstleute schätzen das Unheil, das ein Hirsch in seiner zehn- bis zwölfjährigen Lebenszeit am Walde anrichtet, auf 50 000 bis 80 000 Mark. Der Holzwert hat sich inzwischen vervierfacht oder verfünffacht.
- b) In einer Waldgenossenschaft im Kreise Siegen, die an den rotwildreichen Kreis Wittgenstein anstößt, wurde festgestellt, daß auf der 110 ha großen Fläche 77 v. H. der Stämme in schälffähigem Alter geschält waren. Eine forstliche Autorität errechnete



Vor einem Jahr angeschlagener Stamm; die Überwallung der Wunde hat begonnen. Im Hintergrund eine eingegattete Kultur

Aufnahme: Schwenkel



Alte Schlagwunden an Buchen, deren Überwallung zu Verdickungen führt

Aufnahme: Schwenkel

den Gesamtschaden auf 290 000 Mark (je Hektar auf 3000 Mark), den jährlichen Schaden auf 3500 Mark bei achtzigjährigem Umtrieb. Dabei betrug die Jagdpacht 700 Mark zuzüglich 300 Mark Schältschadenvergütung. Zudem gibt es in manchen Gegenden Rotwildreviere mit *weit höheren* Schäden.

- c) In einzelnen Gegenden hat der schneereiche Winter ganz *gewaltige neue Schältschäden*, besonders in der Nähe der Fütterungen, Salzlecken und Wildäcker, also an den Stellen, wo das Wild zu fressen hatte, verursacht.

Diese Berichte betonen, wie wenig vielfach von dem angeblich starken Abschluß zu spüren sei.

Der Ernährungsausschuß des Bundestages hatte gemäß unserer Anregung die Bereisung eines oder einiger Rotwildreviere ins Auge gefaßt. Die lange Schneelage machte das unmöglich.

Die Bildung eines Urteils an Ort und Stelle ist indessen überaus wichtig. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn eine *derartige Besichtigung noch nachträglich* vorgenommen würde.

Wildschäden am Walde allgemein

Einige Fachleute vertraten die Auffassung, daß die Wildhege im Durchschnitt eine Zuwachsminderung

von einem Festmeter je Hektar zur Folge hätte. Der Waldbesitzerverband für Nordwürttemberg-Baden errechnete daraus für das Bundesgebiet bei sieben Millionen Hektar Waldfläche einen *jährlichen Verlust von 140 Millionen Mark*. Neuerdings sind indessen drei bekannte Forstleute auf Grund von Feststellungen in ganz verschiedenen Gegenden zu dem Ergebnis gekommen, daß der jährliche Zuwachs um mindestens zwei Festmeter je Hektar geschädigt würde. Das ergäbe also einen Ausfall von *jährlich 280 Millionen Mark*. Da würden wahrlich die Steuerzahler, zu deren Gruppe ja wohl so ziemlich das ganze Volk gehört, große Augen machen, wenn sie wüßten, was die Überspannung einer Liebhaberei Einzelner dem gesamten Volke kostet.

Fleischversorgung aus dem Walde

Der von Jägerseite gern wiederholte Hinweis auf erhebliche Fleischzufuhr für das Volk aus dem Walde dürfte von unbefangener Seite kaum noch ernst genommen werden, so daß es sich erübrigt, näher darauf einzugehen.

Eingatterung

Flüchtige Beurteiler, in erster Linie Jäger, sind zur Abwehr von Wildschäden immer wieder schnell bei der Hand mit der Forderung: „Einzäunen, einzäunen!“ Das hört sich gut an, sieht aber bei Licht ganz anders aus.

Die Umgatterung hat im letzten halben Jahrhundert Unsummen verschlungen. Leider fehlen auch darüber Zahlen. Gewißheit aber besteht darüber, daß jegliche Umzäunung nur fragwürdigen Erfolg bringt. Zum Waldschaden kamen für den Waldbesitzer also noch große Baraufwendungen für die Wildabwehr hinzu.

Meist handelt es sich dabei um kleinere Teilflächen. Wollte man jetzt aber den Laubwald mit Hilfe des Gatters wieder vermehren und dabei auch nur einigermaßen ganze Arbeit machen, so wären im Bundesgebiet *unvorstellbare Mengen von Maschendraht* erforderlich. Eine ganze Reihe von Drahtfabriken müßten für diesen Sonderzweck erstehen.

Nach vielseitigen Berichten scheint auch die Verbuchung der Kosten für die Abwehr von Wildschäden im Staatswald ein eigenartiges Kapitel zu sein. Ist es nicht eine offensichtliche Schiefheit, wenn solche Unkosten dem Konto „Kulturarbeiten“ zur Last geschrieben werden statt dem Konto „Wild und Jagd“?

Von der Reklamepest in der Landschaft

Die Friedhofsmauer ist als Hintergrund gerade gut genug für Reklametafeln (Abb. 1).

Vor der Kurve einer Bundesstraße sieht man dieses Bild (aufgenommen 17. 7. 1953). Dem Geschäftemacher von heute ist wahrlich alles erlaubt. Er schreckt nicht einmal vor der Stätte der Toten zurück. Wo die Ehrfurcht fehlt, kann man auch keinen Anstand erwarten. Man sollte aber meinen, daß wenigstens die Gaststätten am Ort ihren eigenen Friedhof nicht entehren. Von der Shell-Gesellschaft kann man nichts derart erwarten. Das Unglaubliche aber ist, daß diese Plakate einen werbenden Wert haben sollen. Wer wird sie lesen und dann schleunigst zu Niethammer oder in die Linde fahren oder bei Shell statt bei Esso tanken?

Eines aber ist sicher: Das Verkehrszeichen an einer scharfen Kurve wird auch für ein Plakat gehalten und darum nicht beachtet. Die Plakate gefährden also die Verkehrssicherheit. Mögen dem Bürgermeister die Gaststätten seines Dorfes wichtiger sein als die Totenstätte, der Verkehrspolizei aber darf ihr Verkehrszeichen, das wohl hier nötig ist, keinesfalls durch die Wirtschaftsplakate erdrückt werden. Wo bleiben Anstand und Vernunft? Und wo bleibt das Landratsamt als Aufsichtsbehörde?

Ebenso bezeichnend, aber noch viel häufiger sind Bilder, wie sie Abb. 2 zeigt. Man befindet sich noch in freier Landschaft, aber nahe einer Stadt. Wer im Kraftwagen fährt, achtet auf die Kurve und auf die Verkehrszeichen, falls er diese überhaupt finden kann. Ein Bahnübergang wird durch die Balken mit Schrägstreifen angekündigt. Wem wird es einfallen, von den Tafeln



1. Friedhofsmauer von Unterjettingen Kreis Calw

auch nur eine zu beachten? Ein wahres Wunder, daß nicht mehr Autoreifen empfohlen werden! Was wohl „Vater Bosch“ sagen würde, seine weltberühmte Firma in dieser Gesellschaft am Straßenrand angezeigt zu finden? Es fehlt die Ortsbausatzung der nahen Stadt, die diesem Treiben Einhalt gebietet.

Neuerdings tritt eine längst überwunden geglaubte Reklameart wieder auf. Es blieb Coca Cola, deren Reklame ja überhaupt jedes Maß überschreitet, vorbehalten, uns diesen Rückfall zuzumuten: die Verbindung von Hinweisschildern (in der Form meist großer Pfahlschilder) mit Markenartikelreklame (Abb. 3). Wie eine Drachensaat tauchen plötzlich im ganzen Land, nachdem hunderttausende der roten Schilder unsere Ortsbilder verunziert haben, diese Schilder für Gast-



2. Ortseingang der Stadt Aalen aus Richtung Unterkochen (Bundesstraße 19)

Aufnahme: Koch - Aalen



3. Coca-Cola bringt Hinweisschilder für Gaststätten an, um ihre Getränke gleichzeitig zu empfehlen, und bezahlt dafür

Aufnahme: Schwenkel

stätten, Kaffeehäuser und dgl. auf, um gleichzeitig Coca Cola anzupreisen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieses übermächtige Unternehmen die ganzen Schilder und die Platzmiete bezahlt. Das Maß ist jetzt voll, ja übertoll. Unsere Heimat ist uns zu gut, um diesen Wettstreit in ihrem Gesicht auszutragen; denn jetzt folgen Afri Cola und Persi Cola wie die lächerlichen Knappen nach dem Ritterturnier nach und viele andere tun desgleichen. Alle Ortszufahrten prangen im Schmuck ihrer Tafeln für Tankstellen, Autowerkstätten, Wartedienst, Autozubehör und jetzt auch für Gaststätten aller Art. Den

Vogel aber hat die kleine Stadt abgeschossen, die ihre Werbeplakate gleich in 15 km Entfernung an allen Straßen in die Bereiche anderer Fremdenverkehrsorte hineingesetzt hat (Abb. 4). Die Bemühungen des Heimat- und Naturschutzes seit 40 Jahren um Eindämmung der so kostspieligen und sinnlosen Außenreklame sind vergeblich gewesen. Sie werden vergeblich bleiben, wenn die gesetzliche Regelung nicht kommt. Dann ist der Weg offen für die schauerlichen Entartungen der Außenreklame, wie man sie in Italien zur Schande dieses klassischen Landes sieht.

Hans Schwenkel



4. Ein farbiges Gemälde an Eisenträgern auf Betonklötzen inmitten der grünen Landschaft soll die Fremden in dem viele Kilometer entfernten Luftkurort festhalten

Aufnahme: Schwenkel

Heimat – sensationell oder besinnlich?

Von Dieter Narr

Im Zeichen des Gedenkens an Balthasar Neumann mag sich denen, die sich dazu irgendwie berufen fühlen zu bewahren und zu pflegen, die peinliche Erinnerung an jenes so viel geschmähte 19. Jahrhundert, an seinen Beginn, nahelegen, gekennzeichnet durch die kaum verständliche Blindheit gegenüber den Werten und Werken einer großen, aber den Epigonen fremd gewordenen Vergangenheit. Die Spitzhacke, die die große Kirche in Münster-schwarzach getroffen hat, sie wirkt fast wie ein Symbol einer Epoche, die, gleichsam eine Spätzündung geschichtslos-auflärerischen Denkens, Klöster und Schlösser auf Abbruch zum Verkauf anbietet, Irrenanstalten oder Zuchthäuser an Stätten einrichtet, die sich einst die Museen zum Wohnsitz erwählt hatten.

Gewiß, es ist längst erkannt, daß solch grelles Tun sich nicht auf ein bestimmtes Jahrhundert beschränkt; der Sturm gegen die Bilder und Zeugen der Vergangenheit wiederholt sich mehrfach in der Geschichte; liebevoll und kunstreich gearbeitete Grabplatten sind immer wieder einmal gut genug dazu gewesen, den Enkeln, wenn nicht gar Söhnen, als billiges Baumaterial zu dienen.

Ob nicht doch trotz der Sünden und Unterlassungen Menge in unserer Zeit die Ehrfurcht vor dem Gewordenen zu wachsen beginnt? Mehren sich nicht zum mindesten die Kräfte, die sich darum bemühen, den gehetzten Menschen unserer Tage daran zu mahnen, daß er in eine Kultur von ehrwürdigem Alter hineingeboren ist, die es ihm verwehren, sich pietätlos zu vergeifen an den Gütern der Geschichte sowohl wie auch am Erbe der Überlieferung? Werden sie nicht – wenigstens bis zu einem hohen Grade – erfüllt, die Forderungen der pflegenden und schützenden Geister unter unseren Zeitgenossen, erfüllt sogar von staatlicher Seite, getragen auch von einem breiteren Interesse, begleitet vom Echo weiter Kreise, in denen es schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, daß das Alte nicht einfach verfallen darf, ja, daß es hervorgeholt und aufgefrischt werden muß, wenn ihm die Gefahr des Vergessenwerdens droht?

Kein Gedenktag, der sang- und klanglos vorüberginge, kein Geburtstag, der nicht gefeiert würde, kein Fest im Kreislauf des Jahres, das nicht eine kleine Betrachtung, die Frage nach sich zöge: Wie wurde es einstmal gehalten, welche Bräuche hat noch der Großvater geübt, was läßt sich tun, die verblichenen Farben wieder zum Leuchten zu bringen, sie in neuem Glanze erstrahlen zu lassen? Bis zur unscheinbaren Verschußmarke auf Briefen und Drucksachen hinab werden die historischen Daten ernst genommen. In größeren und kleineren Städten zieren die Häuser Erinnerungstafeln: „Hier wohnte einst Mörike in den Jahren 18...“, „hier ist der

um die württembergische Landesgeschichte so verdiente Johann Gottfried Pahl geboren“, „aus diesem Fenster hat sich die Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches herabgebeugt“. Dorf- und Stadtjubiläen, sie werden „in pausenlosem Einsatz“ begangen, Festschriften und Heimatbücher bereiten auf die Tage des Gedächtnisses vor, hurtige Hände regen sich, zahlreiche Köpfe sind damit beschäftigt, stattliche Festzüge von Kilometerlänge aufzustellen, mit Kostümen und Attributen, deren Echtheit zuvor sorgfältig geprüft wird. Bis dann die Stunde naht, da in reibungsloser Organisation, „unter Anwesenheit von Vertretern der Bundesregierung“, das glänzende Schaubild sich aufbaut vor Hunderten und aber Hunderten frohbewegter Menschen und Festgenossen.

Es gehörte schon ein besonderes, ausgedehntes Studium dazu, wollte es einer versuchen, allein aufzählend die Festspiele zu bewältigen, die allsommerlich – und wiederum mit Hingabe, Geschick und Talent – über die Freilichtbühnen gehen; klassische Stücke vielfach oder doch wenigstens Volksstücke mit Gehalt, mit Themen und Vorwürfen, die aus der Geschichte der engeren Heimat entlehnt sind.

Überall regt sich das Leben. Und dieses Leben ist – ohne Zweifel – darauf gerichtet, an die Tradition anzuknüpfen, oder auch dafür zu sorgen, daß sich neue Tradition bilde, im engeren häuslichen Kreis sowohl – man denke an die Ausbreitung des Muttertages – als auch in den weiteren Bezirken der Feiern und Feste, die der Teilnahme des ganzen Volkes empfohlen werden und zumal der Erhaltung solcher Werte gelten, wie sie im Zeitalter der Zivilisation und des Motors ins Wanken und Stürzen geraten müssen, der Werte des Gemütes also, des schlecht weggekommenen in diesem Jahrhundert; der „Tag des Baumes“, der „Tag des Pferdes“, sie werden als Mahnmale aufgerichtet in einer kahl werdenden Zeit.

Und so, wie sich der Kalender wieder zusehends bunter färbt, so steigert sich auch das Bedürfnis, im Kleide die Eintönigkeit der Mode zu meiden; man besinnt sich wieder auf die Tracht, gewillt, sich mit ihr und in ihr wieder zu unterscheiden und zugleich das Standesbewußtsein zu betonen und zu stärken.

Die Beispiele ließen sich wohl beliebig vermehren, als Belege der Behauptung verwenden, die Treue zur Tradition sei nicht erloschen, der historische Sinn nicht verkümmert. Ganz im Gegenteil, die Epoche, in der wir leben, hebe sich deutlich ab von jenen Zeiten, denen der Geschmack an Symbolen, an sichtbaren Zeichen und Gebäuden ebenso verloren gegangen war, wie das Bewußtsein des großen Zusammenhangs, der die Geschlechter und Jahrhunderte trotz allem Wandel zu einer Einheit zu-

sammenfügt. Die Bestrebungen der Heimatpflege müßten somit auf einen Boden fallen, der aufgelockert ist von dem Gefühl, daß wir schlechterdings nicht zu leben vermögen, ohne uns zu ergänzen, zu verjüngen in der Berührung mit den Kräften des Heimatlichen, wie sie uns namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Kultur entgegen-treten und zuwachsen. Und für diesen Gewinn – so wäre dann wohl weiter zu folgern – könne kein Preis zu teuer sein. Der Preis der Bewußtheit, die die alte Unbefangenheit abgelöst hat, die naive Verhaltensweise, sei zwar ein hoher. Allein, wer wollte ihn nicht willig entrichten – angesichts der unausweichlichen Tatsache, daß seine Weigerung die Preisgabe dessen bedeutete, was niemals verschleudert werden kann und darf, wenn anders noch ein Funke der Erkenntnis glimmt, daß es, um an ein bekanntes Wort zu erinnern, keine Zukunft ohne das Wissen um die Herkunft gibt?

Warum aber will uns nicht wohl sein bei dieser munteren Zuversicht? Ist es der unausrottbare Trieb zur Skepsis, im besten Fall die von Kindesbeinen an vertraute Gewohnheit, vorsichtig das Für und Wider abzuwägen, die Erziehung zum kritischen, zum scheidenden und unterscheidenden Vermögen, wenn wir, ohne die hoffnungsvollen Ansätze zu leugnen, dazu geneigt sind, uns selber und die anderen zu dämpfen in der Begeisterung? Und sie ist doch so unentbehrlich für alle, die etwas zustandebringen wollen, die mit vollem Recht auch von der Forschung verlangen, daß sie dem Leben diene, sich nicht hochmütig zurückziehe und versage, wo es gilt, Werte, echte Werte, zu verwirklichen und mit ihrer Pflege unser Zeitalter, unseren Nächsten zu befreien, an der Befreiung wenigstens soweit mitzuwirken, als es die begrenzten Möglichkeiten eines kurzen Menschenlebens gestatten? Es sei nicht bestritten, daß sich schon in den ersten Abschnitt dieses Referats ein ironischer Ton gemischt hat. Und dies aus der Furcht heraus, es könne das Mißverständnis sich einschleichen, es sei nun blanker Ernst mit der Devise: „Es ist eine Lust zu leben. Heil dem Heimatpfleger! Seine ‚Belange‘ werden gewahrt, die Zeitungen strotzen von Berichten, die Zeilen platzen unter Artikeln, in denen die uns so lieben Werte unüberhörbar, unübersehbar angeboten werden!“ Und ich bin natürlich auch keineswegs gesonnen, mit der eigenen Meinung hinter dem Berge zu halten. Nicht aus der Anmaßung heraus – ich darf mich nicht zum engeren Kreis der zünftigen und erfahrenen Heimatpfleger zählen –, daß ich nun Verbindliches, unumstößlich Gültiges zu sagen hätte. Hier geht es ja nicht um Fragen, die sich den begreiflicherweise recht subjektiven Einsichten und beschränkten Erfahrungen ohne weiteres entwinden, in eine kühle und distanzierte Betrachtung, wie sie einer Abhandlung wohl ansteht, überführen und umsetzen ließen. Hier sind Urteile zu wagen auf die Gefahr hin, daß sie mehrmaliger Revision bedürfen, zu korrigieren, zu kassieren sind. Diese Voraussetzungen aber bitte ich zu bedenken, wenn ich meine Eindrücke dahin zusammenfasse:

Letztlich ist mir das schöne Wort ‚Fülle‘ doch zu schade, wenn ich an das Massenangebot jener Versuche denke, mit denen die Heimat gerettet werden soll, mit dem wir Tag für Tag überschüttet, zugedeckt werden. Die Fülle erhebt, die Masse drückt. Jedes Zeitalter wählt die Form, die ihm gemäß ist. Und dem unsrigen scheint nun einmal die Form zu entsprechen, die mit Lärm und lauter Gestik verbunden ist, und die auch vor den Werten nicht zurückscheut, die wir als die „un-scheinbaren“, als die stillen zu bezeichnen belieben. Es fragt sich stets – ich bezweifle nicht, daß es noch einen unverbrauchten, gesunden Kern gibt, dessen Genuß uns zu heilen vermag, – welche Kräfte die Oberhand gewinnen, welche Motive schließlich durchschlagen. Und da sage ich Ihnen dann gewiß nichts Neues, wenn ich mit allem Bedacht feststelle, daß oft und oft das Geklapper der Organisation jeden feineren Ton verschlingt, ja, daß die Historie – im besten Falle noch ein gemütvoller Schnörkel –, daß Überlieferung und Herkommen gerade noch dazu taugen, zum Aushängeschild für Profit und Reklame zu werden, persönlichen und geschäftlichen Ehrgeiz so herauszuputzen und aufzupolieren, daß seine erbärmliche Triebhaftigkeit vom tumbe-nen Toren nicht schon im ersten Augenblick durchschaut wird.

Doch – wir sind hier wohl nicht zusammengekommen, um uns in der Entrüstung über andere zu üben. „Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen“. Dieses Wort aus den ‚Wahlverwandtschaften‘ läßt sich bequem dahin variieren, daß auch das achtbare Wollen, die reinste Absicht nicht davor geschützt ist, geschützt sein kann, in die Sünden des Jahrhunderts hineingerissen zu werden. Ob es sich nun um ein letztlich prämorales Versagen, gewissermaßen um eine naturgegebene Tatsache, handelt, oder nicht, soviel scheint mir sicher zu sein: Es gehört schon eine überdurchschnittliche Kraft dazu, sich die Fähigkeit zu nachhaltigeren Eindrücken einigermaßen zu bewahren – inmitten des Ansturmes der mannigfaltigen Reize, die auf den heutigen Menschen eindringen. Je ehrlicher wir gegen uns selbst sind, desto zögernder werden wir mit der Antwort, gefragt darnach, was wir denn nun an „erlebtem Leben“ mitzuteilen hätten. Man spricht so gerne von der „Begegnung“ mit den Denkmälern der Natur und der Geschichte. Kann sie denn überhaupt noch zustandekommen unter einem impotenten Geschlecht, das sich weder die Zeit dazu nimmt, sich einzustimmen, sich vorzubereiten auf den Besuch eines hohen Gastes, auf die Begegnung mit einem Werk der Kunst, mit dem Schönen, dem Wahren, dem Heiligen, noch die Geduld dazu aufbringt, eine Empfindung ausschwingen zu lassen? Ich habe einmal einen Universitätslehrer gekannt, einen sehr tätigen und auch organisatorisch begabten Mann. Wenn der bei seiner Lektüre auf einen neuen Gedanken stieß, der ihn fesselte, überraschte, erhob, dann „feierte“ er dieses Ereignis – ich bediene mich seiner eigenen Worte – dadurch, daß er für zehn Minuten das Buch zuklappte, in den Garten ging oder ein Gespräch suchte,

einzig und allein aus der Freude heraus an einer glücklichen Prägung, an einer Sache, die ihn weiterzubringen verspricht. Gleichviel ob es sich um wissenschaftliche Arbeit, um Theaterbesuch, um eine Wanderung, ja um ein schlichtes Wort handelt, – wenn das alles zwischen Tür und Angel erledigt und „abgemacht“ wird, wenn wir von einer Impression in die andere hineinstolpern, wenn das alles gleichsam nicht mehr von einem „Hof“ umgeben ist, dann machen wir uns einer doppelten Verfehlung schuldig. Wir verweigern nicht nur der Sache den ihr gebührenden Respekt, kränken den Künstler, Dichter, Philosophen noch posthum dadurch, daß wir uns ihm in Hemdärmeln nahen. Wir betrügen uns überdies noch selbst, indem wir uns schmeicheln, geistige Bedürfnisse zu haben, und im Grunde doch nichts sind als rohe Barbaren.

Noch einmal eine ganz kleine Illustration aus der eigenen kleinen Geschichte. Noch heute erinnere ich mich an eine Fahrt während meiner Studentenzeit. Es war in einer mitteldeutschen Stadt. Da wurde jeweils unter kundiger Führung, in rascher Abfolge ein Dom und eine Milchzentrale besichtigt; beides sehr interessante, lohnende Objekte, ohne Zweifel. Während der Mittagspause aber forderte der Leiter des Unternehmens, ein ebenso wohlmeinender wie rühriger Herr, einen Studenten aus Korea auf, über seine Eindrücke von der japanischen Frömmigkeit zu berichten. Ich hätte es für gebildeter gehalten, wenn sich die Teilnehmer, genudelt und gestopft mit den Erklärungen und Belehrungen des Vormittags, vermochten sie schon nicht eine Viertelstunde lang zu schweigen, nette Witze erzählt oder über Bierpreise unterhalten hätten.

Über die zu grobem Unfug auswachsenden Omnibusfahrten – sie haben selbstverständlich auch ihre positive Seite – kann man hier nur dies sagen: daß sich nämlich jeder arme Teufel dazu gratulieren kann, wenn er sich nur einige wenige im Jahre auswählen kann. Die Chance zum Leben, zum vollen Leben, scheint ja überhaupt in dem Maße zu wachsen, als wir zu wählen und auszuscheiden imstande sind. Jedenfalls haben unsere Großväter einst im Kreis Böblingen oder Waiblingen mehr gesehen als so viele Zeitgenossen, die nach Beendigung ihrer Schweizer- oder italienischen Reise bedauernd an Hand der gekauften Postkarten und des Katalogs feststellen müssen: „Wahrscheinlich bin ich doch auch in dieser Kirche gewesen. Ach so, die offenbar berühmte Plastik wäre also im linken Seitenschiff zu sehen gewesen!“ Möge es endlich Folgen haben, wenn heute Erzieher sich zusammenfinden, die wenigstens die Jugendlichen und Kinder vor der Abstumpfung bewahren möchten! Und den Heimatpflegern wäre täglich bei Tisch ein Kapitel aus Riehls „Wanderbuch“ vorzulesen: „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums“.

Die Heimatpflege ist vielleicht nur eine dünne Ader, ein schmales, bescheidenes Rinnsal in dem Fragenstrom, der unsere Gegenwart aufwühlt. Ich halte sie allerdings, um das schon vorwegzunehmen, für entscheidender als alle

diejenigen, die es zu tun scheinen, ihr liebenswürdig in der sogenannten Heimatecke einen bescheidenen Platz gönnen. Aber gerade dann, wenn sie so wichtig ist, kommt auch alles darauf an, daß sie sich nicht verfälschen läßt, oder gar, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Schwäche, sich selbst verstümmelt durch eine falsche Angleichung, Anpassung an den Geist der Zeit. Vereine und Veranstaltungen, die die Nerven kitzeln oder sogar noch die Haut ritzen, gibt es in großer Zahl. Wehe uns aber, wenn wir uns vorschnell zufrieden geben mit dem, was erreicht ist, und unser Heil darin erblicken, daß die Anstrengungen womöglich noch verdoppelt und verdreifacht werden müßten, um mit dem Wort ‚Heimat‘ den letzten Zauderer aus seinen Vorbehalten herauszutrommeln.

Schopenhauer hat, so ich mich nicht irre, vor „ruchlosem Optimismus“ gewarnt. Das mag hart klingen. Indes, ist eine Zeit daraufhin angelegt, daß sie Krisen heraufführt – „Krisis“ im doppelten Sinne von „bedenklicher Lage“ und „Entscheidung“ zu verstehen –, sind wir schon aus dem „Idyll“ in die „Geschichte“ hinausgetrieben, dann kann und wird sich der Mangel an Mut zu radikalen Fragen bitter rächen.

Über die Signatur unseres Jahrhunderts wird viel geredet und geschrieben, und es mag sein, daß der fehlende Abstand uns vieles falsch und verzerrt sehen läßt. Allein, wenn ich mich auf die Reserven besinne, die uns zu einer Wiedergenesung noch zur Verfügung stehen, dann ist nach meinem Dafürhalten schon Grund zur Besorgnis gegeben. Man braucht sich noch lange nicht in den Mantel eines Zornpropheten zu hüllen und – es sollte in unserem ersten Abschnitt mit seiner ambivalenten Haltung ein wenig angedeutet werden – um des Effektes willen schwarz in schwarz zu malen. Es ist nicht an dem, daß die Kräfte des volkstümlichen Lebens gänzlich ermattet wären. Die nüchterne Beobachtung verbindet sich hier vielmehr mit dem für jede historische Betrachtungsweise und Wertung fundamentalen Gebot, daß es nicht angeht, in löblichem moralisch-pädagogischem Eifer ein Leitbild aufzustellen, das die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart verklärt; auch dieser Versuch bleibt im Rationalistischen stecken, ist nur Raisonement, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen. Was sich im Schmelztiegel des Jahrhunderts zusammenbraut, das können wir heute noch nicht wissen. Gut und Böse, daß ich abkürzend so sage, halten einander seltsam die Waage. Der technische Fortschritt muß – beispielsweise – noch lange nicht dazu führen, daß die Bindungen an Herkommen und Überlieferung gelockert oder gar endgültig zerschnitten werden. Vor wenigen Wochen erst hatte ich das Glück, etliche Ferien- und Studientage auf der Ulmer Alb zu bringen zu dürfen. Auf was mich dort mein kundiger Führer und Begleiter aufmerksam machte, das konnte ich nur bestätigen: Die Grenze zwischen dem württembergischen Gebiet und der Ulmer Herrschaft, ihrem ehemaligen Territorium, war dadurch deutlich markiert, daß in den reichen ulmischen Dörfern die Technisierung im landwirtschaftlichen Betrieb erheblich weiter vorwärtsgetrie-

ben war, Traktoren und Mähdrescher gehäufte anzutreffen waren als bei den württembergischen Anrainern. Und doch hat sich die Tracht im Ulmischen besser gehalten; wenigstens in ihrer bedeutsamsten Form, im Arbeitskleid. Ein eigenartiges Verhältnis jedenfalls von Bewegung und Beharrung, von tragenden und treibenden Kräften, das nicht erwartet wird von denen, die die naheliegende Vermutung zum Axiom erheben wollen, die Modernisierung habe notwendigerweise den Schwund altartigen Denkens und Sichgebens im Gefolge. Oder denken Sie bitte nur einen Augenblick an die Großstadt. Auch dort öffnet sich heute, ja gerade heute, ein weites Feld für die Forschung, der es angelegen ist, nach menschlichen Prädispositionen, Uranlagen zu fragen, wie sie noch die landfremde dritte oder vierte Generation im Banne von Vorstellungen und beim Vollzug von Handlungen zeigen, die bisher als das Reservat dörflicher Siedlungen galten. In der Reaktion, in der Bewältigung der technischen Errungenschaften gibt es naturgemäß eine ganze Skala von Möglichkeiten. Ich kenne Bauern, die es sich heute leisten können, im Juli einen Tag zu einem Familienfest zu verreisen, die auch im Sommer einmal auf der Feierabendbank sitzen, und ich kenne andere – in ganz ähnlichen Verhältnissen –, die mit fast wilder Gebärde am Sonntagnachmittag auf das Feld hinausfahren, auch dann, wenn Barometer und Wetterbericht einigermaßen darüber beruhigen können, daß kein jäher Witterungsumschlag eintritt. Um aber noch ganz kurz bei diesem letzteren Beispiel zu verweilen: Hier scheint mir Gefahr im Verzug zu sein. Daß sich der bäuerliche Mensch ändert, läßt sich nicht so bequem, wie das so gerne versucht wird, allein mit dem Phänomen der Technisierung erklären. Auf alle Fälle schiene es mir verkehrt, die Untersuchung der Krise des Dorfes herauszunehmen, auszugliedern aus der Betrachtung der Kulturkrise überhaupt und insgesamt, die unser ganzes Volk durchzumachen hat. Ich will es nicht übersehen, daß es innerhalb dieser allgemeinen Krise noch besondere und recht schicksalsschwere Probleme gibt, wie sie zunächst den dörflichen Menschen allein und vornehmlich angehen. Daß das Generationenproblem, das sich unserer Zeit so hart stellt, der Vater-Sohn-Komplex zumal, unter den Voraussetzungen der immerhin stark angelegten, wenn nicht gar erschütterten, *patria potestas* auf dem Lande sein schwer vergleichbares Gewicht hat, ein außerordentlich bedrohliches Gesicht zeigt, ist immer wieder einmal hervorzuheben. Ich muß daher vorläufig noch ein wenig zweifelnd die Achseln zucken, wenn der „Trachtenfrühling“ allzu fröhlich besungen wird. Ich verspreche mir von der Freude am Kleid, auch wenn es mit Bewußtsein und neuem Stolz getragen wird, solange nicht viel, solange das meines Erachtens noch weit wichtigere Sprachkleid fadenscheinig und halbzerfetzt um die Glieder schlottert. Ich denke dabei viel weniger an den verminderten, oder besser sich umschichtenden Wortschatz, an Lautabschleifungen, mundartliche Vermischungen und Verwischungen. Alle diese Einzelheiten interessieren allein als Symptome, als nicht ganz ungefährliche Symptome,

ganz gewiß. Allein – zum tödlichen Ausgang wird oder kann der Gesamtprozeß der Volkssprache erst dann führen, wenn die sittenbildende, sittenzeugende und – erhaltende Macht der Volkssprache zu Fall kommt. Ich werde deutlicher. Was nützt mir die Rückkehr zur Tracht, zum stilgemäßen Kleid, wenn es von Jugendlichen getragen wird als ein Paradestück, ohne jede Ahnung davon, daß dieses Kleid nur dann glaubhaft und überzeugend wirkt, wenn es sich mit dem Willen paart, der Muttersprache darin treu zu bleiben, daß man sich die Zeit dazu nimmt, so zu grüßen, wie es rechtens ist, wie es sich im Dorf gehört? Trachtenstücke sind Lappen, wenn sie einen Menschen umhüllen, dessen Sinn für die Sitte, für das Wesentliche an ihr und in ihr, abgewelkt ist. Der Brauch, auch der beste, wird zum Mummenschanz, zur unverbindlichen „Gaudi“ erniedrigt, hat er sich vom Boden der Sitte gelöst. „Alles Leben wächst in Rinden“, hat ein weiser Mann gesagt. Und es ist längst erkannt, daß sich der Geist auch vom Leibe her baut, daß Stilfragen niemals zweitrangig sind. Es gilt aber gleichwohl festzuhalten, daß das, was zur Hilfe werden kann, zum Segen, sich in Fluch wandelt, wenn es, die ihm zugewiesene Rolle des Dieners vergessend, sich in äußerlicher Demonstration aufzuspielen beginnt, sich in neuen Reizen verpufft.

Nicht als ob die jungen Bauern dies nicht wüßten; viele, die besten zumal, sind sich klar darüber, daß es mit Betrieb allein nicht geht. Ich glaube aber doch, ich habe jedenfalls so den Eindruck, daß wir wieder in Zeiten stehen, da der Bauer den ritterlichen Sprecher, der um seine Nöte weiß, sie zu nennen vermag, nicht mehr entbehren kann. Ein solcher Sprecher soll sich indes weder als Besserwisser noch als treuherziger Biedermann anbieten und empfehlen, sich nicht dadurch in seiner Scholentreue auszuweisen suchen, daß er etwa eine Oktave schwäbischer oder hohenlohischer spricht, wenn er einen – ich gebrauche das Lieblingswort der tänzelnden Schäferzeit – frommen Landmann trifft. Soweit ist das Dorf nun wirklich noch nicht heruntergekommen, daß die Empfindung für echt und unecht – sie hat den bäuerlichen Menschen stets ausgezeichnet – völlig unsicher geworden wäre, daß sich nicht der sich „dörperlich“ gebarende Städter lächerlich machte, ärgerlich zurückgestoßen würde, dem Lehrer gleich, der sich mit unendlicher Huld und Hingabe herabneigt zum Zögling, zum unmündigen.

Zunächst gilt es einmal ganz ehrlich der Situation ins Auge zu sehen. Am bäuerlichen Menschen zerren heute ganz verschiedene Kräfte: Um ihn bemühen sich zu fast gleichen Teilen die Experten des landwirtschaftlichen Fortschritts, die aufklären und schulen und es eben noch erlauben, daß ihre – sicher wertvollen und unentbehrlichen – Fachvorträge kulturell noch ein wenig umrahmt werden; etwa mit einem trauten Volkslied oder mit einigen Kernsprüchen aus einem alten Bauernkalender. Daneben aber treten die andern auf den Plan, die sich nun auf die Kultur spezialisiert haben und sich vor allem dadurch legitimieren wollen, daß sie – es ist glücklicher-

weise nicht in Württemberg passiert – noch einen Schreibmaschinentisch mitsamt seinen dutzend Mappen besten Durchschlagpapiers dem dörflichen Schreiner übergeben, daß er ihn mit Mustern der Volkskunst, mit Lebensbaum und paarigen Vögeln, würdig ziere. Die Lage, in der Wissenschaft dadurch gekennzeichnet, daß sich ländliche Soziologie und Volkskunde noch nicht zu einer Arbeitsgemeinschaft, zum fruchtbaren Gedankenaustausch zusammengesetzt haben, bestimmt auch weitgehend noch die Praxis. Dieses Faktum soll man aber nicht leicht nehmen, es nicht überlärmen mit Heimattagen und Trachtenfesten.

Ja, ich muß noch einen Schritt weitergehen. Ich sprach – im historischen Gleichnis gewissermaßen – vom ritterlichen Sprecher. Nun – prüfen wir uns aber einmal selber. Leiden wir nicht, müssen wir nicht daran leiden, daß wir Gezeichnete, Geschlagene sind, daß es uns ungemein schwerfällt, uns noch einmal aufzuraffen? Aus den Irrungen und Niederbrüchen des ersten Weltkriegs ist die deutsche Jugendbewegung zu neuen Zielen aufgebrochen; Namen wie Hans Breuer, Walther Hensel und Adolf Seifert mögen für den mutigen Versuch stehen, ohne alles Pathos und jeden repräsentativen Ehrgeiz in ihren Musik- und Dorfwochen das Leben des Dorfes aus eigener Wurzel zu erneuern. Nach dem zweiten Weltkrieg aber – der Satz braucht kaum vollendet zu werden. Rasch wirkende Rezepte gibt es jedenfalls nicht. Daß sich wieder eine Humusschicht zu bilden habe, auf der eine sinn- und wertvolle Heimatpflege gedeihen kann, das weiß heute im Grunde jedermann. Freilich auch das andere, daß ihr Entstehen nicht in unseren Willen gegeben ist, nicht nur und ausschließlich jedenfalls, nicht wirklich notwendig. Bei einem müden Quietismus muß diese Einsicht darum noch lange nicht enden. Mit dem „Stehen und Warten“ ist oft mehr, viel mehr getan als der glauben will, der vergißt – ein Historiker hat es so formuliert –, welche Kräfte der *vita activa* von jener *vita contemplativa* zufließen, die weit davon entfernt die Hände in den Schoß zu legen, nicht in erster Linie Genuß, sondern Bereitschaft ist. Das „Stehen und Warten“, es ist viel mehr und eher ein gespanntes Lauschen als der Verzicht, an einem Zipfel nun wirklich anzupacken, es widersteht der Versuchung, es sich bequem zu machen. Bequem macht es sich der Selbstbetrug, das ungebärdige Losexperimentieren, das von berechenbaren Erfolgsziffern lebt. Der stille Weg ist immer der schwerere.

Noch einmal darf ich das an einem konkreten Fall exemplifizieren. Ich denke an die Heimatforschung, an das große Sorgenkind der Heimatpflege. Wer eine etwas breitere Kenntnis von den vielen Heimatbeilagen unserer Tageszeitungen hat, der wird dem Urteil wohl schon zustimmen, daß – von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, hervorragenden Einzelbeiträgen sowohl als auch ganzen Blättern mit Zeitschriftenniveau – noch keine stärkeren Antriebe von dieser Literaturgattung ausgehen können, die, teils den „wissenschaftlichen Schrott“ vermehrend

– auch er ist nicht völlig wertlos –, teils mit den Spinnweben des Langweiligen überzogen, just den Leser von einer Beschäftigung mit den Dingen und Menschen seiner Heimat abhalten, den wir gewinnen wollen und müssen. Woran liegt das? Unter anderem wohl auch mit daran, daß das Wort, und damit auch die Sache, nicht so ernst genommen werden, wie sie es verdient. Was schadet es denn, wenn ein Teil von dem, was heute erscheint, nicht mehr geschrieben wird? Vorzüglich die Heimatforschung und -pflege setzen ja an menschlicher Reife, an gediegenem Wissen, an langjähriger Erfahrung und Übung viel mehr voraus, als es die erste Begeisterung wahrhaben möchte. Entscheidend ist nämlich, daß das, was wir mit dem abgedroschenen Begriff ‚Heimaterlebnis‘ meinen, eingegliedert wird in den übergreifenden Sinn- und Wertzusammenhang, in dem es, um den Schweizer Heimatpfleger, Christian Rubi, zu zitieren, nicht zu einer „Ersatzreligion“ aufgeschwellt wird, wohl aber seinen Platz erhält innerhalb der Bestrebungen und Aufgaben, die ich – wiederum mit einem leider viel mißbrauchten Begriff – als die humanistischen bezeichnen darf, ausgehend davon, daß sich jede humanistische Bewegung in der Geschichte, in der Zeit der Klassik und Romantik nicht minder als in den Tagen von Renaissance und Reformation, nicht mit der Förderung gelehrter Studien begnügt, hingegen den ganzen Menschen zu erfassen und zu bilden getrachtet hat. Es scheint mir wirklich kein Zufall zu sein, wenn heute der Versuch gemacht wird, an der Technischen Universität – wohlgemerkt: nicht zu verwechseln mit der Technischen Hochschule – eine Humanistenfakultät einzurichten, aus der Erkenntnis heraus, daß das Leben, und eben auch das höchstspezialisierte und -differenzierte Leben der Gegenwart, ersterben muß, wenn der Mensch nicht mehr hinter ihm steht. Und ich füge hinzu: der von der Heimat bestimmte Mensch. Gehört doch sie, die vielgeprüfte, mit all ihren Narben und Malen, die ihr Antlitz gezeichnet haben, vornehmlich zu den „haltenden Mächten“; der frühere Leipziger Soziologe und Kulturphilosoph Hans Freyer hat vor nicht zu langer Zeit von ihnen gesprochen. Es ist – in der Kürze – weder ratsam noch möglich, seinen vorbildlich komprimierten und in äußerster Gedankenzucht gestrafften Aufsatz („Der Fortschritt und die haltenden Mächte“) in seinen einzelnen Überlegungen zu rekapitulieren. Einen Hinweis möchte ich aber doch nicht unterlassen, zumal da er uns vor allem eine große Lebenserfahrung einzuschärfen vermag: „Ihre (der „haltenden Mächte“) Aufgabe ist nicht, den weiterstrebenden Prozeß abzubremsen, sondern sich ihm einzuschmelzen und ihm das mitzuteilen, was in ‚bloßen‘ Sachsystemen ‚aus sich selbst‘ nie wachsen kann: Lebendigkeit, menschlichen Sinn, menschliche Fülle und Fruchtbarkeit“. – „Sieger bleibt, wer das Schutzschild birgt in seinen Marken und Herr der Zukunft, der sich wandeln kann“.

(Referat, gehalten am 28. August 1953 auf der Woche für Heimatpflege auf der Akademie Comburg).

Wir sind gemeint

Unter dem Titel „Stuttgart ist sich selbst genug“ erschien in dem von Hans Lilje herausgegebenen Sonntagsblatt ein Aufsatz, der uns angeht. Es ist darin von uns die Rede, von den Schwaben im allgemeinen und den Stuttgartern im besonderen, und zwar lobt man uns darin, wie der einheimische Ausdruck lautet, „über den Schellenkönig“. Solches Lob unwidersprochen, mehr oder weniger geschmeichelt, in die Tasche zu stecken, ist gefährlich. Der Schwabe hat für das, was in dem genannten Aufsatz getan wird, den Ausdruck „ebber Rotz an Backe schmiere“ bereit, der nach August Lämmle übrigens eine sehr viel feinere Herkunft hat, als man im allgemeinen denkt, weil er nämlich von der Redewendung „ebber Rotes an Backe schmiere“, das heißt jemand die Schamröte ins Gesicht treiben, kommt. Dies aber wollen wir lieber nicht mit uns geschehen lassen. So sei es erlaubt, als Entgegnung ein ganz klein wenig Kritik an uns selbst zu treiben und damit zugleich der Enttäuschung derer vorzubeugen, die das in jenem Aufsatz entworfene Traum- und Wunschbild des Schwaben, in unser Land kommend, nicht oder kaum verwirklicht finden.

Daß übrigens in dem erwähnten Aufsatz einer am Werk ist, der so tut als ob, nämlich als ob er uns kenne, erhellt allein aus dem Schwäbisch, das uns darin in Zitaten, das heißt also angeblich wortgetreu in Anführungsstrichen, vorgesetzt wird und das sogar für Stuttgarter Verhältnisse „krottefalsch“ ist. So wird etwa in bezug auf die Hühnerbratereien auf dem Cannstatter Volksfest, das als eine „wahre Kulturveranstaltung“ bezeichnet wird, gesagt, die Stuttgarter ließen von dem Plural „Hahnen“ nicht ab. Jeder Stuttgarter weiß, daß es bei uns weder Hahnen noch Hähne gibt, sondern einzig und allein Göckel. Auch gibt es in den Läden der Königstraße keine „Sächeles“ zu kaufen, sondern höchstens Sächle. Was aber sollen wir dazu sagen, wenn wir hören, ein Schwabe habe an einen Rundfunkmann folgende Rede gehalten: „Heidenei, kaum isch was passiert, da müsset ihr auch scho drüber schwätze und orakle. Wisset, wenn einer von euch Lompe (Lumpen: in Schwaben kein Schimpfwort) mal ans Mikrophon gehe wollt und sage tät, er wellet sich die Sach erscht überschlafe – der tät mir imponiere.“ Hierzu beiläufig folgendes: Bei uns gibt es weder ein „was“, noch ein „da“ oder ein „mal“, sondern nur ein „ebbes“, „no“ und „emol“. „Gehe wollt“ heißt allenfalls „gange welt“, wahrscheinlicher jedoch „gange tät“. „Er wellet sich“ heißt in Wirklichkeit „er well sich“, und das Wort „überschlafe“ ist eine Mischung von überdenken und beschlafen, die höchstens einem, sprachlich zudem nicht gebildeten, Nichtschwaben zuzutrauen ist. Im übrigen: Lompe ist und bleibt auch in Schwaben ein Schimpfwort und war also so gemeint. Wenn wir dann noch vollends hören, wie ein Stuttgarter Wirt dem Berichterstatter mit, von diesem versehentlich zuviel gezahltem, Geld nachläuft und, auf dessen Bemerkung, der Irrtum hätte doch wohl auch schriftlich aufgeklärt werden kön-

nen, antwortet: „Jaja, aber dann hätten Sie mir derweilen gezürnt“, dann kann ein Schwabe nur lächeln. Nicht, weil er einem Stuttgarter Wirt eine solche Handlung nicht zutraue, sondern weil er weiß, daß kein Stuttgarter Wirt von seinem Gast vermutet, er könne ihm „zürnen“, sondern allenfalls über ihn „verzürnt“ oder ganz einfach „böse“ sein.

Der Verfasser ist also Nichtschwabe. Man kann als Nichtschwabe allezeit über Schwäbisches schreiben und mehr erkennen und tiefer sehen als ein Schwabe, dem das Schwabentum so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er eben nicht aus seiner Haut kann, um sich von einem Standpunkt außerhalb seiner selbst zu betrachten. Hören wir also an, was uns von einem Nichtschwaben gesagt wird.

Uns fällt zunächst auf, daß dauernd von einem „Stuttgarter“ die Rede ist. Hier fragen wir: gibt es Menschen, die von einem Stadtwesen, das Stuttgart heißt, geprägt werden und sich darin von anderen Menschen, die diesem Stadtwesen nicht angehören, deutlich unterscheiden? Wenn ja, dann jedenfalls in einem ganz anderen Sinn als der Verfasser meint. Denn eines steht fest: die Residenzstadt Stuttgart ist untergegangen und mit ihr der Residenzstädtler. An seine Stelle ist ein Mensch getreten, der es fertiggebracht hat, in wenigen Jahren die Hauptgeschäftsstraßen der Stadt mit meist guten Zweckbauten aus Beton, Stahl, Glas, Welleternit und so weiter wieder aufzubauen. Die Zwecke dieser Zweckbauten sind klar. Diese sind Geschäftshäuser, Kaufhäuser, Banken, Verwaltungsgebäude. Dazu kommen allenfalls Häuser für die Menschen, die in diesen Häusern arbeiten, also, wiederum meist gute, Wohn-Zweckbauten, Hochhäuser und Siedlungen. Stuttgart von heute ist also eine, künstlerisch in ihrer Art vielleicht stilvolle, Geschäftsstadt und als solche eine Stadt, in der Geld, viel Geld gemacht wird. Man glaubt hier gern an das, was man in der Tasche hat. Wer in Stuttgart die Angewohnheit hat, gesenkten Hauptes zu schreiten, wird feststellen, daß alle paar Schritte, oder wie der Schwabe sagt „äll Tritt“, auf dem Gehweg eine Büroklammer liegt. Aus den Fenstern aber klingt, wenn das Tosen der Autos und das Rattern der Straßenbahnen vorübergehend abebbt, das Klappern der Schreib-, Rechen- und Buchungsmaschinen. Im übrigen wird in allen Straßen viel gekauft und verkauft. Es geht um Umsatzsteigerung. Die Einnahmen der Stadt Stuttgart aus der Umsatzsteuer sind groß, dichtauf folgen die aus der Vergnügungssteuer. Daß sich die Geschäfte, die hier „getätigt“ werden, lohnen, sieht man aus der Unmasse der Privatautos, für welche die Stadt nicht genug Parkplätze schaffen kann und für die die Straßen zu schmal sind. Die Stadt trägt sich mit gewaltigen städtebaulichen Maßnahmen, die von der Verkehrsplanung bestimmt werden. Professor Bonatz, der Erbauer des Hauptbahnhofes, der weiß, daß wahrer Städtebau mehr ist als Verkehrsplanung, wollte in Stuttgarts Mitte ein vom Verkehr nach Möglichkeit umgangesenes Kulturzentrum schaffen. Die für den Wiederaufbau verantwortliche Zentrale hingegen

glaubt den Durchgangsverkehr durch die Stadtmitte leiten zu müssen. Stuttgart steht in der Gefahr, nicht mehr Hirn und Herz des Landes, sondern dessen wirtschaftlicher Puls und geschäftliche Schlagader zu werden. Das Wort „business“ liegt in der Luft, damit zugleich die leichte Entschuldigung des „Amerikanismus“. Hier aber liegt eher ein bezeichnend schwäbischer Sündenfall vor. Denn der Schwabe war allezeit nicht nur Denker und Dichter, spekulativer Kopf und Sinnierer, sondern auch ein Mensch von derbem Wirklichkeitssinn, ein Schaffer, Raffer und „Wuehler“, in dieser Doppelheit zugleich ein echter und rechter Bauer, und zwar ein Kleinbauer. Die Doppelnatur des Schwaben beginnt sich aufzuspalten. Stuttgart ist die Stadt der Gegensätze. Das soll heißen, daß auch die andere Seite da ist. Es ist aber nötig, daß wir beide Seiten sehen. Sonst kommt es zu so einseitigen Urteilen wie dem, daß der Stuttgarter „niemals anfällig für sensationelle Aufmachungen, abhold jeder Schaumschlägerei“ sei. Seltsam, daß ausgerechnet die Reklame in Stuttgart in Heerscharen von Schlagzeilen, Bildern, Riesenlettern aller Formen und Farben bei Tag und bei Nacht auftritt. Noch seltsamer aber, daß alle Veranstaltungen, für die nur genügend Reklame gemacht wird, „Rekord“-Besuche buchen können, handle es sich nun um Starkkonzerte, Kitschfilme, Fußballereignisse oder Freistirlingen. Auf dem die Königstraße östlich abschließenden Bahnhofsturm prangt ein in der Nacht erleuchteter und sich drehender Mercedesstern. Auf einem, die Königstraße westlich abschließenden Turm befindet sich seit jüngster Zeit ein zündkerzenartiger Aufsatz, der insbesondere in der Nacht als solcher in Erscheinung tritt und der Reklame für die Firma Bosch dient. Daß die Reklame vor der Ummünzung der christlichen Jahresfeste in Geld nicht zurückschreckt, kann nicht wundernehmen. Eine bekannte Stuttgarter Firma stellte in einem ihrer Schaufenster zur Zeit der Konfirmation Wein, Schnaps, Liköre vor einem schwarzsamtenen Hintergrund aus, auf dem in silbernen Buchstaben zu lesen war: *Zur Konfirmation*. Über den Rummel mit möglichst bunt beleuchteten Christbäumen, mit dem im Hubschrauber landenden Weihnachtsmann, über die Reklameweihnachtengel mit den Lippenstiftmündern, Lockenhaaren und Parfümflacons oder Damenstrümpfen auf den Händen zur Überschrift „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ wollen wir hinweggehen. Der Liedanfang „Alle Jahre wieder“ ist in Stuttgart zu einem Wahlspruch für die Eröffnung des Weihnachtswerbefeldzuges geworden. Was aber sollen wir dazu sagen, wenn in dem genannten Aufsatz gesagt wird, der schwäbische Pietismus zeige sich darin, daß der Oberbürgermeister jeden kirchlichen Neubau durch eine persönliche Ansprache bedenke? Zwei Eigenschaftswörter gehörten in Stuttgart, so lesen wir weiter, noch zur Umgangssprache: redlich und rechtschaffen. Dies ehrt uns. Es tut uns sogar ordentlich wohl. Denn wir waren etwas an uns irre geworden, als wir neulich in der Straßenbahn lasen, daß der Stuttgarter Straßenbahn alljährlich durch Schwarzfahrten 400 000

Mark verlorengingen, mit denen sie vier der bitternotwendigen Triebwagen anschaffen könnte. Und wir waren auch an uns irre geworden, als wir in der Zeitung das Neueste über den Bürkleprozeß lasen.

Aber weiter. Was wird der Stuttgarter Autobesitzer sagen, wenn er liest: „Und daß eine Autoreparatur etwa auf 50 Mark veranschlagt und für diesen Preis in Auftrag gegeben wird, die Rechnung dann aber auf 32,76 DM lautet, gehört zu den hiesigen Handelsgewohnheiten“? Gewiß, es gibt noch „grundsolide, bedächtige und gediegene“ Stuttgarter. Aber wir müssen die Augen aufhalten dafür, daß der Nachwuchs an solchen Stuttgartern mindestens gefährdet ist. Dafür sorgen Filme bedenklichsten Inhalts, für die eine, wie man gesagt hat, „schweinish schöne Reklame“ Reklame macht, dafür sorgen auch viele Zeitschriften und Bücher, vor allem die, die sich schamvoll hinter anderen Veröffentlichungen verbergen. Die Worte Vergnügen und Spaß – das letztere übrigens erst in jüngster Zeit eingebürgert – werden großgeschrieben. Trotz des bekannten Verkehrsleides um den Stuttgarter Hauptbahnhof herum, das sich vor allem für die Fußgänger in lebensgefährdender Weise bemerkbar macht, befindet sich in der Unterführung, die einst vom Hindenburgbau unter den Fahrbahnen der Autos und der Straßenbahn hindurch zum Bahnhof führte, immer noch ein Kino. Es wäre übrigens zuviel verlangt, wenn man hoffte, die Besucher dieses Kinos sollten sich daran erinnern, daß an eben dieser Stelle infolge eines Bombeneinschlages ungezählte Fronturlauber und Passanten ums Leben kamen. Auf der Höhe über Stuttgart wächst auf dem Birkenkopf ein riesiger Hügel, der aus den Schuttmassen der im Krieg zerstörten Gebäude besteht. Man wird diesen in Zukunft als Aussichtsort sicher vielbesuchten Trümmerberg keineswegs, wie es sinn- und zweckvoll wäre, als Mahnmal an die Opfer des letzten Krieges ausgestalten, sondern ihn mit einer Gaststätte versehen, selbstverständlich um der Besucher des Berges und nicht um des Geschäftes willen. Hierzu paßt auch der Name Monte Scherbellino, den der Berg im Volksmund hat, besser. Die Verrummelung des Schloßplatzes durch die Aufstellung der Zelte von Eisrevuen und so weiter, neuerdings auch einer, mit Ausstellungskiosken versehenen, Tombola nebst Damen in der Tracht glückbringender Schornsteinfeger, macht gewaltige Fortschritte. Im übrigen: Betrieb muß sein. Man steht und staunt einen Motorradfahrer an, der auf Drahtseilen über die Trümmer hinweg vom Rathaus zum Stiftskirchenturm fährt, und, wenn die beliebten Feuerwerke ihr hochexplosives buntes Allerlei entfalten, dann steigen aus Tausenden von wohlgeschmierten Kehlen unzählige Oh! und Ah! in die Lüfte, trotzdem es so klingt, wie damals –

Geben wir zu guter Letzt der Hoffnung Ausdruck, daß die Überschrift „Stuttgart ist sich selbst genug“, wie das meiste in dem doch so betitelten Aufsatz, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Denn dies allerdings wäre kaum erträglich.

Adolf Schabl

Fernsehtürme in Stuttgart

Das Fernsehen, vom technischen Standpunkt eine bewundernswerte Erfindung, aber bedauerlich als ein weiterer Schritt, nach Kino und Radio, zur Ablenkung der Menschen von geistiger Sammlung und zur Steigerung ihres Sensationsbedürfnisses, erobert sich auch unser Land. In Stuttgart sollen zwei Fernsehtürme errichtet werden: der eine im Dienste der Bundespost zum Fernsehempfang auf dem Frauenkopf, der andere für Fernsehsendungen des Süddeutschen Rundfunks nahe dem Kickers-Sportplatz bei Degerloch. Der erstere wird an dem vorgesehenen Platz und bei der geplanten Form und Höhe weder das Landschaftsbild wesentlich stören noch sonstige unliebsame Begleiterscheinungen zeitigen. Der Fernsehsendeturm dagegen, der als rein technisches Bauwerk aus einer schlanken Stahlsäule von 150 m Höhe bestehen könnte, wie derjenige bei Waldenburg, soll zu einem massiven Betonbau von 200 m Höhe mit einer Höhengaststätte 150 m über dem Erdboden ausgestaltet werden. Gegen diesen Plan hat sich der Schwäbische Heimatbund, ohne irgend etwas gegen die technische Gestaltung des Turmes erinnern zu wollen, mit nachstehendem Schreiben vom 4. September 1953 an den Süddeutschen Rundfunk gewendet:

„Wir haben am 2. September Gelegenheit zur Teilnahme an einer Ortsbesichtigung und Besprechung in Sachen des Fernsehsendeturms bei Degerloch gehabt. Dieser Turm kann auf alle Fälle nicht ohne beträchtliche Opfer an Waldfläche und nicht ohne Beeinträchtigung des Landschaftsbildes errichtet werden. Soweit diese Schädigungen durch technische Notwendigkeiten gerechtfertigt sind, müssen sie hingenommen werden. Wir sehen uns aber zu nachdrücklichem Widerspruch dagegen genötigt, daß diese Schädigungen durch Einrichtungen, die mit dem eigentlichen Zweck des Turms nichts zu tun haben, vervielfacht werden sollen. Bei gleichzeitiger Erstellung einer Gaststätte muß der Turm eine weithin viel stärker ins Auge fallende massigere Gestalt und größere Höhe erhalten. Insbesondere aber wird dadurch der Platzbedarf für Zufahrtswege und Parkplätze von Anfang an und, nach den Erfahrungen mit solchen Anlagen, von Jahr zu Jahr mehr derart gesteigert, daß in weitem Umfang von Wald und Waldesruhe nicht mehr die Rede sein kann. Das ist in der Nähe einer Großstadt überall da der Fall, wo etwas los ist. Wir erinnern daran, daß kürzlich bei einer Ausstellung auf dem Killesberg die Polizei an einem Tage vor die Aufgabe gestellt war, sich um die geordnete Aufstellung von 10 000 Autos zu bemühen. Man kann sich leicht vorstellen, wie es auf dem Turm und in dessen Umgebung zugehen wird, wenn beispielsweise ein Spiel auf dem nahen Kickers-Sportplatz aus 150 m Höhe verfolgt werden oder nach einem solchen Spiel die Menge sich in das Turmrestaurant ergießen kann. Ein Bedürfnis für einen weiteren Aussichtspunkt oder eine weitere Höhengaststätte an dieser Stelle können wir nicht anerkennen. Der Scherbenberg auf dem Birkenkopf, der ja

– statt zu einer Stätte der Erinnerung an die grauenhafte Zerstörung von Stuttgart – als Aussichtspunkt und Vergnügungsstätte ausgestaltet werden soll, genügt diesem Bedürfnis neben den zahlreichen derartigen Stellen, die in Stuttgart schon vorhanden sind. Wir wissen nicht, ob die Verbindung einer Höhengaststätte mit dem Fernsehsendeturm die Finanzierung des Turmbaus wesentlich zu erleichtern vermöchte. Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, bitten wir den Rundfunkrat, diesen Gedanken aus den angeführten Gründen um der Heimatpflege willen von der Hand zu weisen. Wir lassen die – von uns nicht zu beurteilende – Frage unerörtert, ob nicht der Verkehr von Tausenden von Menschen in dem Turm und dessen Umgebung Gefahren für die Menschen und die Anlage mit sich bringen kann. Bezeichnend erscheint uns, daß der Herr Intendant selbst bei der erwähnten Besprechung betont hat, der Rundfunk müsse das Recht haben, das Anlagegebiet einzuzäunen.“

Will das Blech mehr Raum?

Vor kurzem haben sich, wie wir der Presse entnehmen, 170 Klempner und Installateure des Landes-Innungsverbandes Württemberg-Baden, Stuttgart, auf eine Besichtigungsfahrt ins Siegerland begeben, um dort einige Werke der Eisenindustrie zu besichtigen. Nach dem Besuch eines Hochofen- und eines Stahlwerkes folgte der des Walzwerkes in Eichen, das Feinbleche aller Art herstellt, insbesondere verzinkte Bedachungsbleche und Wandverkleidungsbleche, die im Siegerland zum Verdruß des Heimatschutzes eine so große Verbreitung gefunden haben. Wir hoffen, daß unsere Fachleute in Schwaben diesen Weg nicht gehen wollen und sich die Blechherstellung aus anderen Gründen angesehen haben. Doch müssen die Baubehörden auf der Hut sein, da man ja auch bei uns Blechverkleidungen von Hauswänden sieht, die Schindeln vortäuschen und das Blechdach da und dort zunimmt. Es steht aber folgendes fest:

- a) Das Blechdach ist heute wegen der hohen Zink- und Eisenpreise teurer als das Ziegeldach;
- b) alle fünf Jahre muß der Anstrich wiederholt werden, da auch verzinktes Blech mit der Zeit rostet;
- c) das Blech ist eine sehr schlechte Isolierung und wird im Sommer heiß.

Vom Standpunkt des Heimatschutzes muß dazuhin noch betont werden, daß ein Blechdach sich sehr schlecht in unsere Landschaft einfügt. Wo man Blech schwer umgehen kann, wie etwa auf Kirchtürmen, sollte nur Kupferblech in Frage kommen. Ebenso schlimm wie das Blechdach ist die Wandverkleidung mit Blech. Das Haus büßt auf diese Weise seine Haut ein und verliert auch jegliche individuelle Prägung. Bei der Genehmigung von Baugesuchen sollte daher sehr darauf geachtet werden, daß Blech nur da verwendet wird, wo es hinpaßt und wo es die Harmonie unserer Siedlungen oder des Landschaftsbildes nicht stört. – Die Blechpest geht um! Schw.

Geschäftsstelle: Stuttgart O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 900 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Allgäuer Tage

Mit den „Allgäuer Tagen“ in Isny hat der Schwäbische Heimatbund die Reihe seiner, bestimmten Landschaften unserer Heimat gewidmeten, Ferienkurse fortgesetzt. Keine Feststellung scheint dem Veranstalter rückblickend so wichtig wie die, daß das Programm dieser Tage verschiedene, sehr bezeichnende Wandlungen durchzumachen hatte, bevor es verwirklicht werden konnte. Die am meisten bemerkenswerte Wandlung war, daß an die Stelle des anfänglich geplanten Eröffnungsabends in Form einer musikalischen und literarischen Stunde der Vortrag von Dr. Dr. Alfred Weitnauer trat „Vom Feigenblatt zur Schwabentracht, eine vergnügliche Moden- und Trachtenschau durch die Jahrtausende“. Damit war der Grundton angeschlagen, den der Abend „Volkslied und Volkstanz im Allgäu“ von Dr. Alfred Quellmalz und der „Schwäbische und Allgäuer Mundartenabend“ weitertrugen. Also nicht: Hochkultur, sondern: Volkskultur. Der Veranstalter mußte somit erfahren, daß „das herbe Allgäuer Klima den Musen der Dicht- und Tonkunst anscheinend von jeher ganz und gar unzutraglich gewesen ist“ (A. Weitnauer, „Allgäuer Rasse“, S. 59). Kalliope jedenfalls, die Muse des Heldengedichtes, vermöchte nur etwa den an das Rathaus von Kempten gemalten Ritter Heinrich zu besingen, der, als es ihm ans Leben gehen sollte, den Kaiser selbst am Barte nahm und ihn bedrohte, um ihm später das Leben zu retten. Was aber hätte Melpomene, die tragische, zu beklagen außer dem unbegreiflichen und unauflöselichen Widerspruch zwischen dem vom Erzeuger erlösten Milchgeld und dem amtlichen Milchpreis oder dem zwischen der Zahl der Fremdenzimmer und der der Gäste? Thalia aber, die komische, tritt im „Lachenden Allgäu“ und „Des Sängers Fluch“ von A. Weitnauer so auf, daß man sich nur ungern entschließt, sie in Damengesellschaft zuzulassen. Wenn Uranis Blick im Allgäu den Himmel und den Lauf der Sterne mißt, so gilt dies der Sorge um das milchbringende Heu oder um das die Fremden anziehende gute Wetter. Denn Polyhymniens beredte Lippen sprechen hier von der sinn- und zweckvollen Schönheit der heimatlichen Berge. Klio aber, die Muse der Geschichte, sinnt über das traurige Geschick des Landes nach, württembergisch und bayerisch geworden zu sein. In welcher Gestalt sich Euterpe, die musizierende, Terpsichore, die tanzende, und Erato, die singende Muse, den Bewohnern des Landes nahen, wurde bereits angedeutet. Wohl dem

Volke übrigens, das sich in der Weise über sich selbst lustig machen kann, wie dies das Volk des Allgäus in den angegebenen Büchlein getan hat: hier blinkt goldedchter Humor.

Dr. Schahl führte die gekennzeichnete Allgäuer Art einleitend zu seinem Bauernhausvortrag auf den harten Lebenskampf zurück, in dem der Allgäuer Bauer als „Gebirgler“ bis in die Zeit der aufkommenden Milchwirtschaft – und des Fremdenverkehrs – stand. Daher auch der dem Allgäuer nachgerühmte „praktische Sinn“, die Erwerbstätigkeit und der Geschäftsgeist, für die bezeichnend ist, daß man im Allgäu ganz allgemein von einem bäuerlichen Anwesen als von einem „Baureg'schaft“ spricht. Daher freilich auch die große Gefährdung der überlieferten Volkskultur durch den überfremdenden bayerischen Trachtenrummel, der sich im Preis-Schuhplatteln des Trachtenvereins Almenrausch ausdrückt, durch Konfektionsmoden in Tanz und Lied, durch den ganzen veräußerlichenden und verflachenden Zeitgeist, den man so gern mit „Amerikanisierung“ abtut, der aber einem Sündenfall des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert entspringt. So hat auch hier im Allgäu wahre Heimatpflege, die sich vom Mißbrauch des Namens Heimat fernhält und die geschäftliche Ausbeutung der Heimatwerte scheut, sehr sorgsame Schatzgräberarbeit zu tun, um die einheimische schwäbische Volkskultur des Allgäus zu schützen. Die Vorträge von Dr. Dr. Weitnauer und Dr. Quellmalz waren hierfür ein eindrucksvoller Beweis. Bei allem wurde deutlich, daß das Allgäu – wie das ganze seit 1803 bayerische Land zwischen Iller und Lech – schwäbisch ist, daß man sich aber zugleich im Allgäu in einem ausgesprochenen Rand- und Grenzgebiet des Schwäbischen und in einer nach Natur und Kultur stark ausgeprägten Sonderlandschaft befindet. Hat sich doch hier bereits die alamannische Besiedlung unter ganz anderen Umständen vollzogen, als im Raum diesseits der Iller und der Donau (starke keltoromanische Bevölkerungsreste, bajuwarische Einströmungen, dünne alamannische Erstbesiedlung).

Unvergessen ist im ganzen Allgäu auch noch das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ von zuletzt habsburgischer Ausprägung mit Ausrichtung nach Österreich und Wien. Wieder wurde deutlich, daß unter die volksbildenden Kräfte nicht nur die stammlichen, sondern auch geschichtliche (politische und konfessionelle),

natürlich landschaftliche usw. gehören und die Einheit des Stammlichen aufspalten. Aufgabe des Schwäbischen Heimatbundes muß unter diesen Umständen sein, auf die Zeichen der gemeinsamen Herkunft und die darin gegebenen Bindungen hinzuweisen.

Die feierliche Eröffnung im ehemaligen Refektorium, mit herrlichen Rokokostukkaturen und -gemälden, vereinte die Teilnehmer mit einer größeren Zahl von Gästen, unter denen man die Regierungspräsidenten Dr. Walser und Dr. Schöneck, S. D. den Fürsten Paul von Quadt-Wykradt-Isny, Landrat Dr. W. Münch von Wangen, Bürgermeister Heck von Isny, die Vertreter der evangelischen und katholischen Geistlichkeit, Fabrikant Ulrich Springer u. a. gewährte. Der Begrüßung durch den Vereinsleiter folgten mehrere Begrüßungsansprachen aus dem Kreis der genannten Persönlichkeiten. Ein erlesenes musikalisches und literarisches Kabinettstück waren die von Marianne Nitschke-Schieber (Sopran) und Walther Genzmer (Cembalo) vorgetragenen Lieder- und Spielstücke aus dem Notenbuch der Isnyer Patriziotochter Helena Barbara Schlegel, geschrieben von dem Kantor Georg Bernhard Weberbeck, 1792; und Chr. Ulr. Springer, dem späteren Begründer der Firma C. U. Springer, um 1798. Dr. Alfred Quellmalz, der Entdecker dieses Buches, machte in seiner Ansprache auch auf die novellistisch anmutende Liebesgeschichte aufmerksam, die sich um dieses spinnt (vgl. im übrigen den Aufsatz desselben im nächsten Heft). „Vom Feigenblatt zur Schwaben-tracht“ war der wirkungsvolle Titel, den Dr. Dr. A. Weitnauer seinem Abendvortrag gegeben hatte, der indessen durch die Anwesenheit einer größeren Zahl von Trägern erneuerter Allgäuer Trachten aus Kempten, Oberstdorf, Frauenzell, Scheidegg, Oberstaufen, Immenstadt, dem Kleinen Walsertal und dem Bregenzer Wald sowie durch das einleitende Standkonzert der Frauenzeller Trachtenkapelle über den Rahmen eines Vortrags weit hinausgehoben und zu einer eindrucksvollen Darlegung des vom „Heimatsdienst Allgäu“ Erstrebten wurde. Dieser hatte den Abend in dankenswerter Weise auch finanziell gefördert. Der Vortragende verstand es, die Anwesenden in launiger Weise an Hand einer Reihe von erlesenen Farblichtbildern in die Geschichte der einzelnen Stücke der im Allgäu getragenen Trachten einzuführen. Es gelang ihm darüber hinaus, klarzumachen, daß die bäuerliche Tracht sich allezeit lebendig aus den verschiedensten Anregungen, z. T. auch der adligen und der bürgerlichen Mode, entwickelte. Tracht könne daher ihrem Wesen nach nichts Starres oder gar Vorgeschiedenes und Angeordnetes sein. Es gehe heute darum, rund um die alten Trachtenbestände herum erneuerte, d. h. abgewandelte, unserer Kleidung bis zu einem gewissen Grad angepaßte Trachten zu schaffen und in diesem Sinn eine echte „Renaissance“ der überkommenen Trachten einzuleiten. Dies hat sich im Allgäu als durchführbar erwiesen. Die so eingeführten schwäbischen Trachten haben die oberbayerische Allerweltstracht in breiter Linie zurück-

gedrängt. „Wir sollten keine bayrischen Fehlfarben sein mit Tirolerhütchen und Adlerflaum, scheppernden Silberketten und Größ-Gott-Hosenträgern mit Hirschhornkultur und dabei schwäbisch daherreden, und unsere Musikkapellen sollten weder verhinderten Hotelportiers noch entgleisten Kriegsmarinern gleichen.“ Man hörte auch etliches über die nicht unbedingt nötige Hebung des Bierkonsums und Bratwurstverzehr. Der Aufmarsch der Träger der erneuerten Trachten, unter denen sich auch zwei Mädchen in der Alt-Isnyer Tracht befanden, auf der Bühne am Schluß des Abends fand begeisterten Beifall. Ob es freilich gelingen wird, Tracht im eigentlichen Sinne als ständisch gebundene Gemeinschaftskleidung im Alltags- und Feiertagsgebrauch durchzusetzen, möge mindestens hinsichtlich der in Aussicht genommenen Erneuerung der Alt-Isnyer Tracht und der Einkleidung der Isnyer Stadtkapelle in diese dahingestellt bleiben. Dies sei aber ausdrücklich betont, daß selbst für den, der dies in Zweifel zieht, es wohlthätig sein wird, in einer Zeit der Konfektionsmoden und der Ausbreitung der bayerischen Tracht als der volkstümlichen schlechthin, Allgäuer in erneuerten schwäbischen Trachten zu erblicken. Denn auch hier ruft die Form nach ihrem Gehalt.

Ein Stück unglaublich feiner, geradezu zartfühlender Volkstums- und Heimatpflege bot Dr. A. Quellmalz in seinem Abendvortrag „Volkslied und Volkstanz im Allgäu“, wobei die Kindersinggruppe des Isnyer Trachten- und Heimatvereins unter Leitung von W. Aderhold angemessener Mittler war, während die Unter-Illertaler Trachtengruppe dankbar aufgenommene Volkstänze bot. Über den Inhalt des Abends unterrichtet der Aufsatz von Dr. A. Quellmalz in Heft 1/1953, S. 33.

Die dritte große Abendveranstaltung galt den schwäbischen und Allgäuer Mundarten, wobei in einführenden Worten die Allgäuer Mundarten in den Zusammenhang mit den angrenzenden schwäbischen gesetzt wurden. Igo Baumeister war in seiner ernst und heiter besinnlichen Art der berufene Mittler schwäbischen Mundartengutes, während H. Breinlinger Knitzes und Räses in der bezeichnend niederalamannischen Lautgestalt der Allgäuer Mundarten vortrug. Gemeinsamer Gesang und Musikstücke, gespielt von der Stadtkapelle Isny unter Leitung von W. Aderhold, verbanden die verschiedenen Darbietungen. In einem Tanz klang die Veranstaltung aus.

Eine vierte Abendveranstaltung fand in der Nikolaikirche in Isny statt, wobei Frau Marianne Nitschke-Schieber (Sopran) und Dr. Walter Supper (Orgel) Werke süddeutscher Meister vortrugen. Von besonderem Bezug auf das Allgäu war, außer einer Orgelimprovisation über das Kirchenlied „In Dich hab' ich gehoffet Herr“, dessen Text Adam Reusner (1496–1575) aus Mindelheim dichtete, die Fantasia in C-Dur von Arnold Strebel (1879–1949), der dieses Stück als Ergänzung eines nur 13 Takte großen Fragmentes von Joh. Seb. Bach 1932 in Kleinholzleute schrieb.

Über die Allgäuer Landschaft sprach Prof. Dr. Schwenkel

an Hand von rund 50 Luftbildern von Straehle-Schorn-dorf. Er führte etwa folgendes aus. Wer aus der Stufen-landschaft des Neckargebietes ins Allgäu fährt, dem kommt der landschaftliche Gegensatz zwischen beiden Gebieten deutlich zum Bewußtsein. Das Neckarland ist durch das fließende Wasser in Stufen aufgelöst, die von den verschiedenen geologischen Schichten bestimmt werden. Im Allgäu ist von einem gesetzmäßigen Aufbau der Landschaft nichts zu sehen. Der Wanderer erblickt lang-gestreckte Rücken, kurze Buckel, Mulden, Seen, Moore; das fließende Wasser scheint zu diesen Formen keine ursächliche Beziehung zu haben. Dies ist darauf zurück-zuführen, daß bei der Bildung der Allgäuer Landschaft verschiedene Kräfte am Werke waren. Vor allen Dingen sind es die Alpen, in deren Zeichen das Allgäu steht. Ihre Auffaltung, die sich über etwa 100 Millionen Jahre erstreckte, war in der mittleren Tertiärzeit (Oligozän) und in der jüngeren Tertiärzeit (gegen das Pliozän) besonders lebhaft. In diesen großen Zeiträumen konnten jedoch auch die abtragenden Kräfte das Gebirge angreifen. Am Nordrand der Alpen war bei der Faltung der Voralpen-trog bis zu einer Tiefe von mehreren Kilometern eingesenken. Dieser nahm die Zerstörungsprodukte aus den Alpen auf: in den Deltagebieten von Flüssen gewaltige Geröllmassen, im übrigen feinen Sand und Schlamm. Man nennt diese Ablagerungen Molasse. Diese Ablage-rungsmassen sind dann in die Faltung im Laufe der Zeit ebenfalls hineingezogen worden und wurden ihrerseits heraufgedrückt, schräggestellt, in Schuppen hintereinandergelegt. Es entstanden dadurch die voralpinen Nagel-fluhberge (der Name Nagelfluh rührt vermutlich von den wie genagelt aussehenden Abstürzen dieser Geröll-berge). Über diese Molasselandschaft wälzten sich dann die Eismassen des Rhein- und Illergletschers mindestens viermal hinweg. Das gesamte Allgäu liegt im Raum der letzten oder würmeiszeitlichen Gletscher, die die vor-handenen Täler umformten, den Untergrund abschliffen, die Gesteine zum Teil ineinanderkneteten und am Ende Moränenwälle ablagerten. Die gewaltigen Schmelzwasser bildeten breite Eisrandtäler und Schmelzwasserrinnen, in denen sich die Gletschergerölle absetzten. Besonders be-zeichnende landschaftliche Erscheinungen sind die soge-nannten Drumlins, verhältnismäßig kleine ovale Berg-rücken, die in der Fließrichtung des Eises angeordnet sind. Da der Gletscher sich nicht gleichmäßig zurückzog, sondern stufenförmig, legten sich die Moränenwälle hintereinander wie Girlanden um den Bodensee herum. In den Grundmoränenmulden und zwischen den Drum-lins sind viele abflußlose Becken vorhanden, in denen sich landschaftlich reizvolle Seen oder verlandende Moore angesiedelt haben.

Dr. Schahl gab in seinem Vortrag über das Bauernhaus des Allgäus zunächst eine Bestimmung der Grenzen des Allgäus, die etwa bezeichnet werden durch die Namen Wangen, Kißlegg, Leutkirch, Memmingen, Kaufbeuren, Schongau, sodann den Lech entlang führen und über Füßen in das Tannheimer Tal, weiter über das Ostrach-

tal, das Einzugsgebiet der Iller, einschließlich des Kleinen Walsertales, hin zu den Immenstädter Nagelfluhbergen, diesen entlang nach Niederstaufen und von hier nach Wangen. Geschichtlich gesehen ist das Allgäu, wie die Silbe „gäu“ sagt (ge-au), eine Gemeinschaft von Auen, die sich nur zum Teil mit dem Alpgau decken. Der Name Alpgau wurde, in der bezeichnenden Wandlung von „der Alpgau“ zu „das Allgäu“, schließlich auf den Landstrich angewendet, für den dieselben klimatischen und wirt-schaftlichen Verhältnisse gelten wie für den Alpgau. Sied-lungsmäßig gesehen war dieses Gebiet stets das Land einer regellosen Einzelsiedlung verhältnismäßig später Herkunft. Nur am Rand gibt es echte -ingen-Orte; die meisten Siedlungen tragen Rodungsnamen. Die Verein-öndung stellte somit gewissermaßen den Urzustand wieder her und löste die entstandene Verknäuelung auf. Die Vereinöndung führt zu der Befreiung von Flurzwang und den Weidedienstbarkeiten durch Zusammenlegung der Grundstücke eines jeden Bauern und kann, wenn sie folgerichtig durchgeführt wird, mit einer Aussiedlung ab-schließen. Sie setzt nachweislich schon im 16. Jahrhundert ein und erreicht ihre höchste Blüte, infolge der Klein-hügeligkeit des Geländes und der Übervölkerung mit ihrer heillosen Gemengelage, im Kemptischen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie ist die Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung der Milchwirtschaft.

Geomorphologisch gesehen, fällt der Hauptanteil des Allgäus in das Gebiet der Grund- und Endmoränen, Sand- und Kiesmassen der Würmeiszeit (größtenteils also saure, leichte, magere Böden). Klimatisch gesehen, befinden wir uns in einem Landstrich der größten Regen-dichte Deutschlands. So mußte hier von jeher die Gras-wirtschaft zu Hause sein. Bis in die Zeit der Einführung der Milchwirtschaft im zweiten Drittel des 19. Jahr-hunderts baute man jedoch für den eigenen Bedarf, also „fürs Essen“, Gerste, Hafer, Bohnen usw. bis in die höchsten Lagen, vor allen Dingen aber Flachs, ohne den etwa der Leinenhandel Isny und damit auch das Isnyer Bürgerhaus undenkbar wären.

Der Hausbau schließt sich den landschaftlichen Verhält-nissen eng an. Wichtig ist dabei vor allem die Dach-deckung. Der unter dem Strohdach wohnende, getreide-anbauende Einwohner von Woringen (südlich von Memmingen) galt 1532 bezeichnenderweise noch nicht als Allgäuer, sondern als „Unterländer“. Der eigentliche Reichtum des Allgäus bestand in Holz. Zur Deckung fanden deshalb nicht Strohbüschel, sondern Landern Ver-wendung, d. h. etwa 90 cm lange, im Querschnitt keil-förmige Schindeln. Sie wurden gelegt, mit Stangen ver-bunden und durch Steine beschwert und erforderten somit ein flaches Satteldach über stehendem Stuhl. Daß dieses Dach den Schnee als wärmendes Polster stapelte und einen weiten Vorstoß zur Ableitung von Regen und Schnee erlaubte, ist eine Folge, keine Ursache. Erst im Verlauf der Einführung der Milchwirtschaft trat auch eine Aufsteilung des Daches ein, da man größeren Scheuernraum benötigte; dabei griff man zur Ziegel-

deckung. Hierdurch wurde ferner der Tennebohne (Boden über der Tenne) ermöglicht. Hocheinfahrten und Widerkehr (Zwerchbau an der Scheuer) schließen sich an. Auch für den Wandaufbau bleibt das Holz maßgebend, ursprünglich verwendet im Blockbau (mit Verkämmung und vorstoßenden Balkenköpfen), dann im „gestrickten“ oder „geschlossenen“ Bau (mit schwalbenschwanzförmiger Verzinkung ohne vorstehende Balkenköpfe) oder im „eckgewandeten“ Bau (Bohlenständerbau), wobei jedoch der Scheuernanteil meist aus mit Schwarten verschalten Ständern besteht. Verschindelungen und Verputz sind möglich. An der Wetterseite ist meist ein Wetterschirm vorgezogen. Grundrißmäßig gesehen ist das Allgäuer Bauernhaus ein „Einheitshaus“, in dem Wohnabschnitt Stall und Scheuer unter einem Dach liegen und das meist traufseitig aufgeschlossen ist. Die Herkunft dieses Einheitshaustyps aus einem Gehöft, das aus Einraumhäusern bestand, ist auch hier wahrscheinlich (beim Vorarlberger Haus ist in Berglagen oft Trennung festzustellen). Der Herd befand sich ursprünglich nicht im „Hus“, d. h. dem Gang, wo die Käseerei untergebracht war, sondern in der brettervertäfelten und täfergedeckten Stube. An ihm befand sich der Ort des Kienspans. Er hieß daher auch „Stubenleuchte“. Der Lehmofen, das „Bugrad“, auch Gautsche genannt (eine sofaartige Pritsche), Tisch usw. vervollständigten die Ausstattung der Stube. Der Weberkeller fehlte fast in keinem Allgäuer Haus. Der Name „Bollediere“ (Bollendörre) für den obersten Dachboden hängt ebenfalls mit dem Flachs-anbau zusammen. Die Unterschiede des Unterallgäuer Hauses zum Oberallgäuer sind verschiedener Art. Beim Unterallgäuer Haus werden die Schopfe (Wagenschopf oder Hakenschopf) so an das Haus angebaut, daß sich meist ungleichseitige Giebelseiten ergeben. Im Oberallgäuer Haus ist der Schopf von vornherein eingebaut; das Haus hat gleichseitige Giebel. Ferner ist hier oft die „Fülle“, ein aufgefüllter Platz vor Stall- und Haustür, festzustellen, vor allem aber der „Gang“, der im Obergeschoß unter dem Dachvorsprung über Stall und Tennentor geführt wurde und dem Trocknen der Feldfrüchte diente. Ein Anzeichen für einen ehemaligen Gang ist daher das niedere Tennentor. Beim eigentlichen Gebirgshaus sind starke, geländebedingte Unregelmäßigkeiten zu beobachten (Gänge unregelmäßig angebracht, Haustüre vielfach giebelseitig, Viehstall im Steinunterbau). Hinsichtlich des Bürgerhauses, dessen Behandlung sich an das Bauernhaus angeschlossen, darf auf den Aufsatz in Heft 2/1953, S. 53, hingewiesen werden, mit der Hinzufügung, daß die Grundrißentwicklung des Bürgerhauses in den übrigen Allgäuer Städten der des Isnyer Bürgerhauses entspricht. Allerdings kommt es hier, von Memmingen abgesehen, zu keinen Arkadenbildungen (nach dem Vorbild Lindaus), ebenso nicht zu der Bildung von Doppelhäusern um Rechteckhöfe (etwa nach dem Vorbild des Fuggerhauses in Augsburg). An die Stelle der letzten treten offene Gruppenhöfe, wobei der Hauptbau eine meist hölzerne Loggia besitzt.

Der dankbar aufgenommene, ausgezeichnete Vortrag von Pfarrer i. R. Immanuel Kammerer „Bilder aus der Vergangenheit einer Reichsstadt“ wird in einem der nächsten Hefte, gekürzt, zum Abdruck kommen. Wir dürfen hierauf verweisen. Leider verbietet sich eine Inhaltsangabe des vorzüglichen Vortrages von Hauptkonservator Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden über die Kunstgeschichte des württembergischen Allgäus, da der Reichtum der ausführlichen Mitteilungen von der Fülle der gezeigten Bilder nicht zu trennen ist. Es sei jedoch in diesem Zusammenhang auf das demnächst erscheinende Inventar der Kunstdenkmale des Kreises Wangen hingewiesen, an dem der Vortragende maßgeblich mitgearbeitet hat.

Die künstlerischen und wissenschaftlichen Darbietungen wurden durch drei Fahrten ergänzt. Die erste galt der Stadt Kempten. Die Gesamtleitung hatte Dr. Dr. Weitnauer übernommen, die Einzelführungen unternahm Oberstudiendirektor Braun, Prof. Rottenkolber und Dr. Stepp. Die Teilnehmer erlebten in der lebendigsten Weise einen Gang durch zweitausend Jahre Geschichte: das römische Cambodunum, die keltische Siedlung, die Alamannengründung, den fränkischen Königshof, das fürst-äbtl. Benediktinerstift, die alte Reichsstadt. Eingehend wurden das Heimatmuseum im Kornhaus und die Residenz mit ihren herrlichen Rokokoräumen, darunter der unerhört reich ausgestattete Thronsaal, besichtigt. In der St. Lorenzkirche grenzte Landeskonservator Genzmer die Anteile der Baumeister Beer und Serro gegeneinander ab. Die zweite Fahrt führte zunächst nach Rohrdorf, wo einige alte Bauernhäuser und die Pfarrkirche besichtigt wurden. Durch die kleine Barock-Residenz Rimpach führte Dr. Graf Adelman v. Adelmansfelden. Im schönen Barockbau des Leutkircher Rathauses entbot Bürgermeister Herrmann den Gruß der Stadt. Hauptlehrer Vogler führte die Teilnehmer; Dr. W. Supper gab in der von ihm erneuerten Gedächtniskirche ein kurzes Orgelkonzert. In Schloß Zeil begrüßte und führte S. D. Fürst Georg von Waldburg-Zeil die Teilnehmer. Es wurde deutlich, in welch hohem Maße das Geschlecht der Truchsesen an der Geschichte des deutschen Reiches bestimmend teilgenommen hat. Auf das Truchsesenamt wiesen die im Eßzimmer gezeigten goldenen Schlüssel, ein Reichsapfel und ähnliche Gegenstände. In der Bibliothek zeigte der Fürstl. Archivrat Dr. Rauh eine große Zahl von mittelalterlichen Manuskripten, unter denen ein Paulusbrief aus dem 9. Jahrhundert, eine Genesis aus der Zeit um 950, eine byzantinische Handschrift des Johannes Chrysostomus aus der Zeit um 1000–1050, ein päpstliches Privileg von 1208, Bibelhandschriften von 1304 und 1310–1320, ein Codex Justinianus von 1180–1220 mit Randglossen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, ein Ablassbrief von 1286 besondere Bewunderung erregten; genannt seien noch der Inkunabeldruck einer Coburger Bibel von 1483 und Pappenheims Truchsessenchronik von 1530, ferner eine illustrierte Chronik des Bauernkrieges von Oberschwaben von 1525. In der Schloßkirche führte

Dr. W. Supper die kleine Gablerorgel vor. Prof. Schwenkel erklärte von der Terrasse des Schlosses aus das vielgestaltige Landschaftsbild. Schließlich führte Dr. Graf Adelmann v. Adelmansfelden noch durch die barockisierte Kirche in Kisslegg (Baumeister Joh. Georg Fischer aus Füssen), sowie durch das früher Schellenbergische und das Fürstlich Wurzachische Schloß. Die dritte Fahrt hatte vor allen Dingen Wangen zum Ziel, wo Bürgermeister Uhl und Regierungsrat Zell die Teilnehmer begrüßten. Dr. Graf Adelmann v. Adelmansfelden, Studienrat Geiger, Studienrat Scheuerle und Herr Galling führten durch die Stadt, einschließlich der Rochuskapelle auf dem alten Friedhof. Außerdem wurden auf der Herfahrt die Kirche in Eglofs, auf der Rückfahrt der Eistobel besucht. Am letzten Tage führte Prof. Dr. Schwenkel auf den Schwarzen Grat. Diese Wanderung gab Anlaß zu verschiedenen Gedichten, aus denen nur ein einziger Vers genannt sei:

Wenn uns Professor Schwenkel schindet,
das Fett von unserem Schenkel schwindet.

Außerdem wurden Führungen durch die Stadt, die Kirche von St. Nikolaus mit ihrer kostbaren Inkunabelbibliothek und ihren, aus einer Isnyer Werkstatt stammenden hebräischen Drucken (vgl. den Aufsatz von I. Kammerer in Heft 3/1953, S. 126), sowie durch das ehemalige Kloster St. Georg veranstaltet. Nicht vergessen werden soll endlich die Ausstellung „Kultur und Kunst in Alt-Isny“, die Pfarrer i. R. Immanuel Kammerer gewissenhaft mit großem Fleiß vorbereitet hatte und Hauptkonservator Dr. Albert Walzer in mehrtägiger mühevoller Arbeit wirkungsvoll aufstellte. Besonders glücklich war, daß für die Ausstellung die Räume des Rathauses, also eines ehemaligen Patrizierhauses zur Verfügung gestellt wurden. Sie bildeten die passende Umgebung für die vielen, zum Teil von weither geholten Gegenstände (Staatsarchiv Stuttgart, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Städtisches Museum Augsburg, Ölbergarchiv Isny, evangelische und katholische Kirchengemeinde, S. D. Fürst Paul von Quadt-Wykradt-Isny, Fabrikant Ulrich Springer, katholische Kirchengemeinden in Beuren, Rohrdorf, Eisenharz usw.). Der Vorraum war der kirchlichen Kultur und Kunst gewidmet. In zwei Schaukästen gaben verschiedene Urkunden über das Kloster Auskunft. Eine Vitrine enthielt kostbare Silbergeräte aus dem ehemaligen Kloster. An der Wand hingen daneben zwei Levitenröcke und ein Rauchmantel in Goldbrokat. Ferner waren hier etliche mittelalterliche Plastiken, darunter ein hl. Augustin von Multscher, ausgestellt. Der Hauptraum brachte auf mehreren Tischen eine größere Zahl von Archivalien zur Geschichte der Stadt, so die älteste deutsche Urkunde von 1290, das kaiserliche Privileg von 1309, die Urkunde über den Übergang der Stadt an Trauchburg von 1306, die Urkunde über die Erhebung zur Reichsstadt von 1365, die Urkunde über die Einführung der Zunftverfassung von 1381, die Stadtrechtshandschrift von 1396, die Urkunde über die Verleihung eines Stadtwappens von 1488, eine Urkunde über die Verleihung

der Münzgerechtigkeit von 1501, das älteste Steuerbuch, die älteste Stadtrechnung usw. Ferner waren graphische Darstellungen von Weberei und Handel zu sehen, Stadtansichten, ein Geleitsbrief für Isnyer Kaufleute von 1447, ausgestellt vom Herzog von Savoyen, verschiedene Wappenbriefe, vor allem für die Eberz, Werke des Isnyer Steinätzers Isaak Kiening, ein vom Isnyer Goldschmied Anthony Zürn umgearbeiteter Kelch und vieles anderes mehr.

Es mag auffallend erscheinen, daß während der „Allgäuer Tage“ eine Angelegenheit nicht berührt worden ist, die nach ihrer Bedeutung für die Landschaft und die Wirtschaftsverhältnisse des Allgäus bei einer Heimattagung in Isny vielleicht mit im Vordergrund hätte stehen sollen: das *Argenprojekt*, d. h. der Plan, das Wasser der Argen durch Anlegung von Stauweihern zur Gewinnung elektrischer Kraft zu verwerten. Ein solcher Plan ist schon vor mehr als 30 Jahren in der Ministerialabteilung für Straßen- und Wasserbau in Stuttgart (von Oberbaurat Eugenhan) entworfen worden. Wenn der Plan bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist, liegt es nahe, hieraus zu schließen, daß er vermöge einer inneren Notwendigkeit früher oder später in dieser oder jener Form verwirklicht werden muß, sofern nicht durch heute noch unübersehbare Neuerungen in der Energiewirtschaft der Ausbau von Wasser- und Dampfkraftwerken in den Hintergrund tritt. Vom Standpunkt einer gesunden Volkswirtschaft aus wird man der Ausnützung der heimatlichen Wasserkrafts stets den Vorzug vor auswärtigem Strombezug geben. Zudem haben sich die Verhältnisse dahin entwickelt, daß mit der Möglichkeit, bayerischen Strom in größerem Ausmaß zu beziehen oder österreichischen Strom zu vorteilhaften Bedingungen zu bekommen, nicht gerechnet werden darf. Bei Ausführung des Plans müßte landwirtschaftlich genutzter Boden in erheblichem Umfang (1030 ha) geopfert werden und eine Anzahl von Höfen verschwinden. Auch das Landschaftsbild würde, und zwar in der Nähe von Isny durch den geplanten Stausee und in der Gegend zwischen Goppertsweiler und Steinenbach durch eine auf der Hochfläche entstehende Seengruppe, wie durch das im Argental geplante Ausgleichsbecken Heggelbach, stark verändert. Es ist deshalb natürlich, daß vom Standpunkt des Heimatschutzes und der Landwirtschaft lebhafter Widerspruch gegen den Plan erhoben wird. Über diesen darf nicht gewalttätig weggegangen werden. Aber eine leidenschaftslose Prüfung seiner Berechtigung unter dem Gesichtspunkt des öffentlichen Wohls sollte möglich sein. Der Schwäbische Heimatbund, der vor dem Verdacht rücksichtsloser Einstellung zum Landschaftsbild und zur Landwirtschaft sicher sein dürfte, hätte es deshalb begrüßt, wenn im Rahmen seiner Tagung in Isny eine Erörterung des Für und Wider durch sachverständige Vertreter der verschiedenen Meinungen, nicht in erregter Polemik, sondern mit nüchternen, sachlichen Gründen ohne das Ziel einer Stellungnahme der Hörerschaft für oder gegen den Plan hätte stattfinden können. Wenn dies

infolge eigenartiger Einflüsse nicht möglich war, so spricht das nicht für die Stärke der sachlichen Gründe, die gegen den Plan geltend gemacht werden können. Es bleibt zu hoffen, daß die vorhandenen Widerstände zu einer um

so sorgfältigeren Prüfung aller Mittel führen werden, den Plan, wenn seine Ausführung unvermeidlich wird, so zu gestalten, daß das Überwiegen der für ihn sprechenden Gründe offensichtlich hervortritt.

Woche für Heimatpflege

im Rahmen der „Akademie Comburg“

Mit einer Aufzählung der einzelnen Darbietungen nebst Inhaltsangabe würden wir dieser Veranstaltung kaum gerecht werden. Nachdrücklich vielmehr muß an den Anfang dieses Berichtes gestellt werden, daß diese Woche in erster Linie eine von Vertretern der einschlägigen Fachwissenschaften geübte Kritik aller der Bestrebungen brachte, die es mit „Heimat“ zu tun haben. Daß diese Kritik von dem Kreis der anwesenden Heimatpfleger als eine gerechte Abrechnung mit all den Veranstaltungen begrüßt wurde, die Heimatwerte einer, von geschäftlichen Beweggründen bestimmten Betriebsamkeit preisgeben, braucht nicht betont zu werden. Der Widerhall in der Tagespresse war stark.

Prof. Dr. Dölker von der Landesstelle für Volkskunde wies in seinem Vortrag „Volkskunde und Heimatpflege“ vor allem auf die schwierige Lage der Volkskunde in einer zeitgemäßen Hochflut von allerlei Erscheinungen hin, die mit den Worten „Volks- und Heimmattümelei“ umrissen werden können. Volkskunde nämlich sei die Wissenschaft von den echten gemeinschaftsbildenden Kräften. Es gehe ihr um die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten von in einer Gruppe handelnden Menschen. Ihr gehörten alle Erscheinungen an, die über den Menschen in der Gemeinschaft etwas aussagten, die in die Welt des „man“ und „wir“ führten (das schwäbische „mer“ verbindet bezeichnenderweise die Worte „man“ und „wir“ zu einem Begriff). Sie habe es mit überkommenen Ordnungen, den natürlichen Bindungen von Brauch und Sitte und so weiter zu tun. „Volkstümlich“ sei nicht als Gegensatz etwa zu „gebildet“ zu setzen, Volkskultur sei nicht abgesunkene Hochkultur. Das „Volkstümliche“ und die Volkskultur führten in die Tiefe einer natürlich bedingten gemeinmenschlichen Grundsicht. Darin lägen auch ihre bildenden Werte. Volkstumspflege bestehe in der Bewahrung dieser Werte und sei als solche ein Teil der Heimatpflege. Von hier aus gesehen sei viel von dem, was heute angeordnet werde, ein „so tun als ob“. In der Aussprache wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Heimatfeste heute am laufenden Band katalogmäßig nach Kilometerzahl bezogen werden können und der Heimatrummel in ununterdrückbarem Zunehmen begriffen sei. Mit zu dem schlimmsten gehöre, daß dabei alte Trachten zur Schau getragen würden, womit dem eigentlichen Sinn der Tracht als eines „unschuldig“ getragenen ständischen Gemeinschaftskleides der Garaus bereitet würde. Im übrigen sei über den Volkstums- und Heimatwert solcher Darbie-

tungen genug ausgesagt, wenn man bemerke, daß dabei zunehmend, so auf einem „großen Trachtenfest“ in Eßlingen, die layerische Tracht mit sämtlichen Begleiterscheinungen, wie Schuhplatteln und gewaltigem Bierverbrauch, um sich greifen. Solche Veranstaltungen seien höchstens in dem Sinne volkstümlich wie etwa billige Preise als volkstümliche Preise bezeichnet werden.

Im gleichen Sinn bewegte sich, was Dr. Narr in seinem Vortrag „Heimat sensationell oder besinnlich?“ ausführte. Dieser war im Grunde ein einziger Bußruf, das heißt eine Mahnung zur Umkehr, mindestens zum Stillstand. Der Heimatpfleger, so hörte man, habe die Pflicht, dort abseits „zu stehen und zu warten“, wo die Humusschicht einer gewachsenen Volks- und Heimatkultur fehle. Es wurde sehr ernst gefragt, ob wir denn überhaupt noch das Recht haben, zu pflegen, wir, die wir „Geschlagene“ und von den „haltenden Mächten“ (Hans Freyer) Verlassene sind. Nur über die Erkenntnis der Verlorenheit unserer Lage ginge der Weg weiter. Vor allem müsse alles, was auf Betriebsamkeit hinauslaufe, ausgeschaltet werden. Im übrigen sei die Krise unserer Zeit vor allen Dingen eine solche des Dorfes als naturhaft gewachsener Lebensgemeinschaft. Am bäuerlichen Menschen zerrten heute solch bedenkliche Kräfte wie die einer umsatzfreudigen Maschinenindustrie und einer Volkstümelei, die sich im Äußeren erschöpfe. Ferner wandte sich der Vortragende gegen den „wissenschaftlichen Schrott“ und die „Spinnweben der Langeweile“ in gewissen Heimatzeitschriften (Vgl. den Wortlaut des Referates oben S. 225).

Dozent Dr. Fr. H. Schmidt sprach an Hand von Lichtbildern über die Ansiedlung von Ungarndeutschen aus Sarost in Eichenau bei Riedlingen und legte an diesem Beispiele dar, daß glaubensmäßigen Bindungen gemeinschaftsbildende Kräfte zukommen können, wobei sogar in einem sehr wesentlichen Punkte, nämlich dem der Ansiedlung selbst, die Brücke zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen geschlagen worden sei. In gleicher Richtung ging das über die Einbürgerung eines Christkindelspieles Gesagte, das die Heimatvertriebenen von Etyek im Ofener Bergland nach Abstatt brachten und das dort altem, freilich längst verschollenem Brauchtum ähnlicher Art begegnete. Film und Tonband ergänzten diese, hinsichtlich der Heimatvertriebenenfrage, hochwichtigen Ausführungen.

Prof. Aichele ließ hoffen, daß unsere Jugend für das

Volkslied neu gewonnen werden könne, wenn hierbei auf die unsentimentalen, vorromantischen Weisen, die noch nicht den Unnützlichkeiten einer schrankenlosen Melodik huldigten, sondern rhythmisch gebunden seien, zurückgegriffen würde. Seltsam war zu hören, daß hierbei das Beste wiederum von draußen hereinkommt, wie die, von Hugo Moser herausgegebenen, „Alten schwäbischen Volkslieder aus Sathmar“ beweisen. Auch das, von Jonas Köpf gesammelte, „Supinger Liederbuch“ und das „Schwäbische Liederbuch“ von G. Wirsching wurden als für die Zukunft des Volksliedes wichtig bezeichnet. Aus allen drei Liederbüchern wurde, unter instrumentaler Begleitung durch Angehörige des Niggemannkreises, froh gesungen. Einen interessanten Versuch bedeutete die von Prof. Dr. Dölker geleitete Vorführung einer systematischen Folge von Mundarten aus dem südwestdeutschen Raum vermittels eines Tonbandes. Dabei wurde deutlich, daß sich die Mundarten auch heute noch in lebendiger Entwicklung befinden.

Dr. Wunder sprach über „Familienkunde und Heimatpflege“; seine Ausführungen bekräftigten die Wahrheit des Satzes: „Tradition bedeutet nicht, daß die Lebenden tot sind, sondern die Toten leben“. Sich selbst als gebunden in die Geschlechterfolge zu erfahren, bezeichnete der Vortragende als eine im Zeitalter der Auflösung aller natürlichen Bindungen beschützende Kraft.

„Die Landschaft hat ihr eigenes Gesetz“ war der Satz, mit dem Prof. Dr. Schwenkel den im Lichtbild gezeigten Störungen des Gleichgewichtes der Landschaft durch die Zwecke der Wirtschaft, der Technik und des Verkehrs entgegentrat. Eingriffe in die Landschaft hätten so zu erfolgen, daß sie nicht nur nach diesen Zwecken ausgerichtet sind. Im Grunde gehe es dabei um eine Erziehung des Menschen zu einem richtigen Verhältnis zu den lebendigen Ordnungen der Natur. Eine längere Aussprache über geschnittzte bildliche Wegzeiger schloß sich an, die daran anknüpfte, daß Dr. E. Krüger aus Schwäbisch Hall ob seiner Kritik solcher Wegzeiger, in dazuhin unsachlicher Weise, schwer angegriffen worden war. Die Versammelten waren sich darin einig, daß jede Anhäufung von figürlichen oder ornamentalen Schnitzereien sowie alle erhabenen geschnitzten Buchstaben der gebotenen Form und dem Zweck eines Wegzeigers widersprechen und zu Erscheinungen führen, die in das Gebiet einer kitschigen propagandistischen Außenreklame in der Landschaft fallen.

Landeskonservator Prof. Dr. R. Schmidt belegte an einer Reihe von guten Beispielen im Lichtbild, daß die Aufgabe der Denkmalpflege in der Erhaltung und, nötigenfalls, der Wiederherstellung guter Architektur, Plastik und Malerei bestünde, wobei, soweit dies etwa mit den kultischen Zwecken vereinbar sei, nach Möglichkeit keine fälschende Ergänzung, sondern höchstens eine unauffällige Einstimmung des Neuen in das Alte stattfinden dürfte. Oberstes Gesetz sei dabei, die Echtheit des ursprünglichen Eindrucks tunlichst zu wahren.

Oberstudiendirektor Braun, Stadtarchivar von Memmin-

gen, sprach über „Baupflege in schwäbischen Dörfern“ und zeigte in tadellosen Lichtbildern vorzügliche Beispiele von Wiederherstellungen guter dörflicher Bauten und Straßenräume, wobei es meist darum ging, die gestörte gebundene Ordnung des Ganzen wieder in volle Erscheinung treten zu lassen.

Dr. Schahl sprach über die Qualitätsfrage in der bildenden Kunst und legte dar, daß es objektive, von dem jeweiligen Formgesetz des künstlerischen Mittels bestimmte Maßstäbe gäbe, nach denen ein Kunstwerk als gut oder schlecht zu beurteilen sei, daß sich hingegen das Schönheitsurteil stets auf die so mitgeteilten Werte beziehe und damit auf eine innere Übereinstimmung des Urteilenden mit dem Schöpfer des Kunstwerkes ziele. Das letzte Geheimnis der Qualität liege letzten Endes in der menschlichen Qualität, sofern sich diese in der Form erfülle. Die Gefahren der Kunst seien einerseits Kitsch, der den Abfall ins Subjektive auf Grund der Vernachlässigung der objektiven Formgesetze und damit inhaltliche Absichten und so weiter ermögliche, andererseits Formalismus, beziehungsweise Spielerei, in der die Form zum Selbstzweck geworden sei.

Dr. Decker-Hauff erläuterte die Comburg, Dr. E. Krüger die Stadt Schwäbisch Hall, Archivrat Schumm die Burgen und Schlösser des Hohenloher Landes als Geschichtsdenkmale. Prof. Schwenkel war der bewährte Führer durch die Landschaft. Hauptkonservator Dr. Walzer kritisierte das Keckenburgmuseum als Heimatmuseum.

Der Lehrgang wurde geleitet von Präsident i. R. Dr. Neuschler. Den Eröffnungsabend verschönte Instrumental- und Vokalmusik des Niggemannkreises, der gleichzeitig auf der Comburg tagte. Der geschäftsführende Leiter der „Akademie Comburg“, Herr D. Lamey, begrüßte dabei die Teilnehmer beider Kurse und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß, im Sinne des benediktinischen Ideals und getreu dem Comburggeist gleichzeitig Wissenschaft und Kunst, Erkenntnis und Gestaltung, eine Herberge auf der Comburg gefunden hätten; zugleich würde darin die erwähnte Richtung der „Akademie Comburg“, von der Heimat hinaus in die Welt zu treten, deutlich. Ihm und den allezeit dienstwilligen Hilfskräften der „Akademie Comburg“ galt ein nicht geringer Teil des Dankes, den die Teilnehmer, die zunehmend zu einer Gemeinde wurden, nach den Schlußworten von Prof. Dr. Schwenkel und Präsident i. R. Dr. Neuschler äußerten. Es war das Verdienst des Lehrganges, die Verantwortung gegenüber dem, was in unserer Heimat geschieht, geschärft und Heimat als Aufgabe zum Bewußtsein gebracht zu haben.

Zu dem Aufsatz

Mechthild – das Fräulein von Österreich

in Heft 4 unserer Zeitschrift ist nachzutragen, daß die Ausführungen mit einigen Kürzungen und Umstellungen dem Mechthild-Kapitel in der „Rottenburger Hauspostille“ von Sebastian Blau entnommen sind.

Winterveranstaltungen 1953/54

Hiermit laden wir die Mitglieder von Stuttgart und Umgebung zum Besuch der untenstehenden Veranstaltungen ein. Die Veranstaltungen im Lande und in den einzelnen Ortsgruppen werden von den Vertrauensmännern durch Vervielfältigungen und die Presse bekanntgegeben. Wir bitten, Gäste mitzubringen. Der Eintritt ist frei. Es wird jedoch um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder DM 0.50, für Nichtmitglieder DM 1.-). Alle Führungen werden mit beschränkter Teilnehmerzahl durchgeführt; Treffpunkt und -zeit werden bei der Anmeldung bekanntgegeben.

Besuch der Lehrschau

für Naturschutz und Landschaftspflege in Schloß Favorite. Führung: Prof. Dr. Schwenkel. Samstag, 31. Oktober, nachmittags.

Geselliger Abend

Öffentlicher *Singabend* über schwäbische Volkslieder aus dem „Schwäbischen Liederbuch“, dem „Sathmarer-Liederbuch“ und dem „Supinger Liederbuch“. Leitung: Gustav Wirsching, unter Mitwirkung des *Stuttgarter Singkreises*. Mittwoch, 4. November, 20 Uhr im Schützenhaus Heselach (Linie 1). Um Anmeldungen wird gebeten.

Die Fresken von Wilhelm Geyer

in der Schalterhalle der Städt. Girokasse Stuttgart. Führung von Dr. A. Schahl. Samstag, 14. November, nachmittags.

Burgen und Schlösser in Hohenlohe

Vortrag von Archivrat K. Schumm, mit Lichtbildern Freitag, 20. November, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße.

Führung durch das Landesmuseum

I. Vor- und Frühgeschichte (1. Teil). Samstag, 28. November, nachmittags (Dr. Junghans).

Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung

Vortrag von Dr. Wolfgang Binder. Freitag, 4. Dezember, 20 Uhr, im Vortragssaal der Technischen Werke Stuttgart, Lautenschlagerstraße 21.

Atelierführung

R. Strohhäcker und Chr. Oehler (Holzschnitte und Gemälde). Samstag, 12. Dezember, nachmittags.

Atelierführung

Bildhauer Prof. Otto Baum und Maler Prof. M. Henninger. Samstag, 9. Januar, nachmittags.

Lebendiges Brauchtum

(Krippen, Fasnet, Palmen, Mai, Pfingstbutz, Johannisfeuer, Kräuterbuschen, Kirchweihfeiern).

Vortrag von Willy Baur mit Farbbildern. Freitag, 15. Januar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße.

Führung durch das Landesmuseum

II. Vor- und Frühgeschichte (2. Teil). Samstag, 23. Januar, nachmittags (Dr. Junghans).

Geselliger Abend

mit Vorführung eigener Aufnahmen unserer Mitglieder und Preisbilderraten. Freitag, 5. Februar, 20 Uhr, im Schützenhaus Heselach (Linie 1). Um Anmeldung wird gebeten.

Gefährdete Landschaft

Vortrag von Prof. Dr. Schwenkel, mit Lichtbildern. Freitag, 12. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße.

Bildhauer Prof. Alfred Lörcher

Führung durch seine Werkstatt. Samstag, 20. Februar, nachmittags.

Die alemannische Fasnet

Studienfahrt zum Narrensprung nach Rottweil und nach Villingen unter Führung von Willy Baur, nebst Einführungsvortrag (mit Farbbildern). Fahrt am Montag, 1. März, 6.30 Uhr; Teilnehmergebühr DM 12.-. Einführungsvortrag am vorausgehenden Freitag, 26. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbemuseums, Eingang Kienestraße.

Führung durch das Landesmuseum

III. Mittelalter. Samstag, 6. März, nachmittags (Direktor Dr. Fleischhauer).

Augsburg

Studienfahrt. Sonntag, 21. März, 7 Uhr; Teilnehmergebühr DM 16.-.

Schillermuseum Marbach

Führung: Prof. Ackerknecht. Samstag, 27. März, nachmittags.

Geselliger Abend

mit Farblichtbilder-Vortrag von R. Bothmer

„Schönes Schwabenland“

Freitag, 2. April, 20 Uhr, im Schützenhaus Heselach (Linie 1).